Nr. 3
32 Seiten
10 Pf.

Hilf mit!

Dezember
1935

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Aufn.: Presse-Photo

Abhärtung ist das beste Mittel gegen Kälte

Momentaufnahme von den Schiübungen der Hitlerjugend in den Bayerischen Alpen.
Morgenwäsche im Gebirgsbach bei mehreren Grad Frost

An die deutsche Schuljugend!

Der Führer eröffnete das Winterhilfswerk mit den Worten:

„Wir sind im größten Eroberungsfeldzug der Weltgeschichte begriffen, nämlich, wir erobern unser deutsches Volk."

Er wandte sich an alle Volksgenossen, an arm und reich, an alt und jung mit der Mahnung, durch freudige Opfertat derer zu gedenken, die oft ohne eigene Schuld nur die Schattenseiten des Lebens erfahren, bei denen Hunger und Kälte ständig zu Gaste sind, die ihren Liebsten oft nicht das zum Leben Notwendigste geben können.

Dieser Ruf des Führers, gilt auch dir, deutsche Jugend; auch du sollst deinem Nächsten, deinem Volksgenossen durch Taten und Opfer helfen und ihm damit zeigen, daß das Wort von der Volksgemeinschaft kein leerer Schall ist. Auch von euch, ihr Jungen und Mädel, wissen viele, was es heißt, mit leerem Magen auf der Schulbank zu sitzen. Ihr werdet es am besten verstehen, warum der Führer immer wieder zum Opfer für den bedrängten Volksgenossen aufruft, warum er nicht rastet und ruht, die Not überall da zu schlagen, wo sie sich zeigt.

Unter dem Leitgedanken „Schüler und Lehrer kämpfen gemeinsam für das Winterhilfswerk" werden am Sonnabend, den 21. Dezember, im Rahmen des Staatsjugendtages nach einer Feierstunde in der Schule alle Schüler und Schülerinnen zur Sammlung für das Winterhilfswerk eingesetzt.

Deutsche Schüler und Schülerinnen! Wenn ihr früher in die Weihnachtsferien entlassen wurdet, dann erfüllten euch mit Recht die Gedanken an die kommende Freizeit, an das anbrechende Weihnachtsfest und an eure Lieben in der Familie. So soll es auch diesmal sein. Wenn ihr aber in diesem Jahre nach der Schulentlassung noch eine Pflicht auf euch nehmt, wenn ihr mit der Sammelbüchse durch die Straßen eures Heimatortes zieht, so denkt immer daran, daß unser deutsches Volk eine große Familie ist, in der wie zu Hause einer dem andern helfen, einer für den andern einstehen soll. Dann werdet ihr diese Pflicht mit derselben Liebe erfüllen, mit der ihr Vater und Mutter, Bruder und Schwester gerade in der Weihnachtszeit umhegt. Ihr kommt an diesem Tage nicht als Bettler für euch selbst, ihr rührt an die Herzen eurer Volksgenossen für diejenigen in unserem Vaterlande, denen viele Güter dieses Lebens oft nur ein Traum sind, und die sich, wie ihr, nach Freude und Liebe sehnen. Darum geht am 21. Dezember mit Stolz und Würde an ein Werk, dessen ihr euch nicht zu schämen braucht. Euer Lohn wird es sein, daß ihr in diesem Jahre mit doppelter Freude auf den Weihnachtsbaum schauen könnt, weil ihr das Bewußtsein in eurem Herzen tragen werdet, nicht nur empfangen, sondern auch gegeben zu haben.

Hilgenfeldt

Ruf an die Zeit

Ein Sprechchorspiel
von Heinz Görz

Vorsprecher:

Hört ihr den Ruf, der durch Deutschland geht?
Klingt euch der Sang der Kolonnen im Ohr?
Folgt ihr der Fahne, die heute weht, —
die sich dem Kampf und der Freiheit verschwor?

Chor aller Schaffenden:

Wir stehen zusammen in Not und Leid.
Wir tragen das Schicksal der deutschen Nation.
Mit unseren Fahnen marschiert die Zeit —
mit unserem Einsatz — die Revolution.

Die Arbeiter:

Hinter hämmernden Maschinen
stehen wir,
dem Volk zu dienen.
Unser Schaffen
formt die Waffen
für den Sieg der Volksidee.
Harte Arbeitshände
schufen Schicksalswende,
blieben aufrecht, treu und zäh.

Vorsprecher:

Ich richte den Ruf an jeden, der schafft:
Vertraut eurer ehernen Arbeitskraft,
glaubt an euch selber, wenn ihr marschiert.
Packt an!
Für Deutschland!
Und Hitler führt.
Er riß euch empor aus der Seelenpein,
er steht mit euch gegen Hunger und Not,
er wird der Zukunft Führer sein
und mit euch kämpfen.
Folgt seinem Gebot!

Mögen uns Feiglinge heimlich höhnen,
mögen auch Meckerer hetzen und stöhnen,
jagt sie in ihre Winkel zurück.
Hitler führt!
Aufwärts den Blick.

Die Arbeiter:

Einst lagen öde die Arbeitshallen,
die Tore verschlossen, die Häuser verfallen,
um uns war Elend, Jammer und Not.

Vorsprecher:

Da forderte Hitler: Freiheit und Brot!

Die Arbeiter:

Da folgten wir ihm und seinen Fahnen,
der deutschen Zukunft den Weg zu bahnen.

Die Bauern:

Wir standen vor verpfändeten Scheunen,
wir schafften umsonst.
Nur für Schacher und Hohn.
Um uns war Sorge, Verzweiflung, Weinen —
wir litten.
Wir trugen die deutsche Passion.

Vorsprecher:

Da kamen der Führer und seine Mannen,
um Elend, Not und Hunger zu bannen,
sie räumten auf mit ehernem Willen —
für Volk und Nation ihre Pflicht zu erfüllen.

Die Bauern:

Wir kämpfen mit Hitler!
Wir dämmen die Not
und ernten mit Gottes Segen
das Brot.
Wir pflügen und ackern
ohn' Rast und Ruh,
denn endlich wissen wir auch . . .
wozu!

Die Soldaten:

Wir waren ein Volk, das sich selber vergaß,
wir waren uneins,
vom Feinde zerrieben.
Dem Führer Dank,
daß Deutschland genas,
daß er uns gelehrt,
die Heimat zu lieben.
Wir stehen heute im feldgrauen Heer —
und tragen bewußt das Soldatenkleid.
Deutschland marschiert,
ein Volk steht in Wehr,
und vor uns liegt eine große Zeit.

Vorsprecher:

Deutschland marschiert,
und die Fahnen knattern.
Deutschland marschiert
und Maschinen rattern.
Ein Volk steht auf
und fordert sein Recht:
Freiheit und Brot!
dem Arbeitsgeschlecht.

Chor aller Schaffenden:

Deutschland marschiert!
Mit Schwert und mit Spaten!
Wir stehen zum Führer,
mag kommen, was wolle.

Die Arbeiter:

Wir aus den Fabriken —

Die Bauern:

Wir von der Scholle —

Die Soldaten:

Wir, der Heimat junge Soldaten.

Vorsprecher:

Gegen Hunger und Kälte geht unsere Schlacht.
Wir folgen dem Mann, der uns Deutschland erstritt.
Wenn um uns die Welt auch zusammenkracht,
wir helfen Deutschland und mahnen:
Hilf mit!

Wir kämpfen, marschieren für Freiheit und Brot.
Alle ein Herzschlag, alle ein Schritt.
Die Hakenkreuzfahne über uns loht
und ruft in die Herzen aller:
Kämpft mit!

Wir stehen zusammen in Elend und Not
und wissen, wie bitter schon mancher litt.
„Gegen Hunger und Kälte!" heißt Hitlers Gebot.
Wir mahnen auch dich, Kamerad:
Hilf mit!

Schar 5 erobert ein Dorf

Fritz Logsch schlendert langsam die Dorfstraße herunter. Seine Hände stecken tief in den Hosentaschen und ein dicker, wollener Schal schützt den Hals vor der Kälte des Dezembertages. Sonnabend ist heute, und der Fritz kommt gerade vom Gutshof, wo er seinem Vater bei der Arbeit für das Gut geholfen hat.

Mißmutig schreitet Fritz über die Kopfsteine der Dorfstraße. Der Wind jagt ihm stoßweise Schneeflocken ins Gesicht. Die Kälte dringt durch die Kleidung. Aber der Junge ist so in Gedanken, daß er dies kaum zu merken scheint. Zwar schlägt er fröstelnd den Kragen der Jacke hoch, steckt die Fäuste so tief wie möglich in die Taschen und schlägt einen derberen Schritt an; seine Gedanken aber sind weit, weit weg.

„Weihnachten", sagt der Junge vor sich hin, „in drei Tagen ist Weihnachten — was werde ich schon davon haben. Mutter wird traurig sein und weinen, und der Vater wird fluchen, daß wieder einige Tage im Lohn ausfallen. Weihnachten ist ja nur ein Fest für die Reichen, die genug Geld haben und sich alle schönen Sachen kaufen können." Und wie er so in Gedanken dahinmarschiert, klopft ihm jemand von hinten auf die Schulter. „Hallo, Fritz, was ist denn los mit dir?" Der Fillinger-Kurt ist es, der draußen auf dem Vorwerk wohnt. Sein Vater ist SA.-Führer, und er hat vor kurzem die rot-weiße Schnur des HJ.-Kameradschaftsführers verliehen bekommen.

„Bist du schon eingeladen worden?" Der Fritz ist erstaunt: „Wozu denn, wer wird mich denn schon einladen?" Da faßt der Kurt in die Tasche, holt einen Zettel vor und reicht ihn dem Fragenden. Erstaunt blickt der auf die Überschrift des Zettels: An alle Jungen und Mädel des Dorfes Kummerhausen!

Dann liest er weiter: Morgen, Sonntag abend, findet im Heim der Hitlerjugend ein Weihnachtsfest der gesamten Dorfjugend statt. Jeder deutsche Junge und jedes deutsche Mädel ist herzlichst eingeladen.

„Du kommst doch bestimmt hin", wendet sich der Kurt an den Logsch-Fritz. „Vielleicht", sagt der, „aber genau weiß ich's noch nicht. Was soll ich denn da? Das ist doch bloß etwas für die Jungen und Mädel, die mehr Geld haben als ich." „Red nicht so dumm", lacht da der Kurt, „zu diesem Weihnachtsfest sind alle eingeladen, ob arm, ob reich. — So, und nun überlege nicht lange. Hier hast du eine Einladung. Du wirst kommen."

Fritz guckt ihm verdattert nach und weiß nicht recht, was nun eigentlich geschehen ist. Er kann es gar nicht glauben, daß andere Jungen an ihn denken und zu ihm stehen, wo er doch gar nicht bei der Hitlerjugend ist.

Der Fritz weiß eben noch nichts von der Hitlerjugend, sonst hätte er längst erkannt, daß Kameradschaftlichkeit und Hilfsbereitschaft für jeden Hitlerjungen selbstverständlich sind.

Zu Haus beim Abendbrot erzählt er den Eltern von der Einladung. Vater knurrt Unverständliches und Mutter meint, daß er ruhig hingehen könne. „Vielleicht ist es doch gut für dich", sagt sie, denn sie merkt, daß der Fritz sehr gern hingehen würde, wenn er es sich selber auch noch nicht eingestehen will.

*

Längst ist die Dämmerung über das Land gekommen. Schwere, schneebeladene Wolken hängen am winterlichen Himmel und drohen jeden Augenblick ihre weißen Massen über Feld und Wald auszuschütten. Kalter Nordostwind fegt über das Land. Draußen im Wald sammelt Fritz Holz für die Mutter, da hört er Marschgesang und festen Gleichschritt. „Wer mag denn das sein?" denkt er bei sich. „Heute am Samstag und bei der Kälte?"

Neugierig tritt er aus dem Wald heraus auf den Weg. Da sieht er die zwanzig Hitlerjungen aus seinem Dorfe anmarschiert kommen und hört ihr Lied:

Wir ziehen über die Straßen
In ruhigfestem Schritt.
Und über uns die Fahne
Sie rauscht und knattert mit.

Die Jungen haben die Kragen ihrer Mäntel hochgeschlagen. Ihre Gesichter leuchten frisch und lebensfroh hervor und die Augen strahlen. Wie Neid möchte etwas in Fritzens Herz hochsteigen: „Die haben es gut, die brauchen nicht im kalten Winter Holz zu sammeln." Das ist aber nur ein Gedanke, der sofort von all dem anderen verdrängt wird.

„Wo wollen die denn hin bei der Kälte?!" Fritz folgt den Marschierenden, ohne gesehen zu werden, weiter in den Wald hinein, bis zu einer auch Fritz bekannten Lichtung, der Feuerstelle für die Sonnenwendfeier. Dort wartet schon der alte Förster, dank dessen gütiger Hilfe und Mitarbeit die Jungen hier im stillen Dom der Natur ihre weihnachtliche Feier erleben dürfen.

Ein scharfes Kommando. Geschlossen und zackig stehen die Jungen der Schar 5 um ihr Sonnenwendfeuer. Hell schlagen die Flammen auf zum Himmel, leuchten rein und offen in das Dunkel der anbrechenden Nacht. Ein Lied klingt auf und ist Gelöbnis der tiefen Gläubigkeit und Treue dieser jungen Kerle zu Volk, Nation und Führer.

„Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!"

Dann tritt Werner, der Scharführer, vor das Feuer. Tiefer Ernst liegt in seinem Gesicht. Die Jungen der Schar 5, und auch der stille Beobachter hinter dem Holzklafter, lauschen ergriffen den Worten des jungen Führerkameraden.

Der spricht von dem Kampfe des Führers Adolf Hitler um die Macht, spricht vom Einsatz des nationalsozialistischen Kämpfers und mahnt die Jungen, in jenem Geiste das Werk und die vom Führer gestellte Aufgabe zu vollenden.

„Heute ist Deutschland frei. — Aber noch lange nicht ist die Aufgabe und das Ziel Adolf Hitlers erfüllt. Wir wollen Deutschland wieder groß machen. Hitler ist unser Führer. Er allein aber ist machtlos, wenn nicht hinter ihm eine einsatzbereite Gefolgschaft steht, die genau so wie er, verbissen und zäh, opfer- und kampfbereit an die Aufbauarbeit geht."

„Jeder deutsche Junge! Jedes deutsche Mädel gehört in die Hitlerjugend," sagt Werner, „wir haben die Pflicht, durch unsern Einsatz, durch unsere ganze Haltung und unser Handeln die Jugend davon zu überzeugen, daß wir die Zukunft sind.

Auch wir in der Schar 5 wollen einsatzbereit um jeden jungen Kerl, um jedes Mädel kämpfen. Wir wollen unser Dorf erobern. Die ganze Dorfjugend muß in die Hitlerjugend. Geldschwierigkeiten dürfen bei uns keine Rolle spielen, wenn wir die Herzen unserer zukünftigen Kameraden erobern wollen. Das Ziel für die Schar 5 heißt also in den kommenden Wochen: „Die ganze Dorfjugend von Kummerhausen gehört in die HJ." Eine größere und bessere Aufgabe können wir uns auf dieser Sonnenwendfeier nicht stellen, denn Höheres und Heiligeres als die deutsche Volksgemeinschaft gibt es nicht. An diesem Feuer geloben wir aufs neue den Kampf für Deutschland und nehmen als Gebot für die kommenden Tage das Wort mit auf den Weg:

Alles für Deutschland! — Deutschland für Hitler!"

Aus den jungen Kehlen bricht ein dreifaches „Heil!" und klingt wie ein Schwur in den nächtlichen Himmel.

Dann verglimmt das Feuer. Die Jungen formieren sich wieder, und im Gleichschritt marschiert Schar 5 nach Kummerhausen zurück. Fritz aber sammelt schnell noch seinen Korb voll Holz. Dann eilt auch er nach Hause. Kaum kann er nachts in seinem Bett Ruhe finden. Irgendetwas Fremdes, vielleicht sogar Schönes bedrückt ihn. Erst spät schläft er ein.

*

Sonntagabend ist's. Soeben hat Fritz die letzten Arbeiten zu Hause verrichtet. Jetzt wirft er seine Arbeitskleider ab, wäscht sich noch einmal so gründlich wie sonst und zieht dann seinen blauen Sonntagsanzug an.

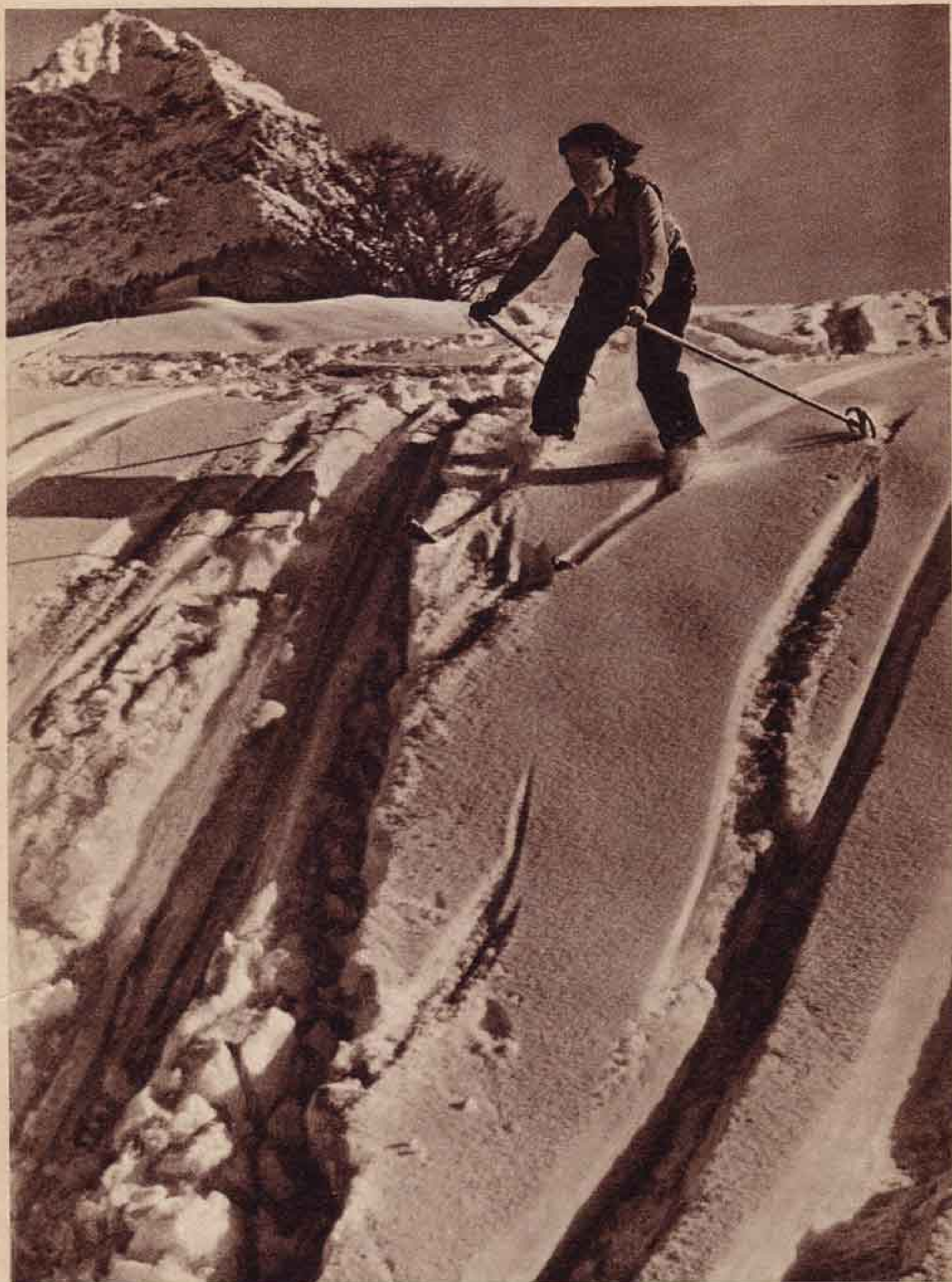
Voll Erwarten schreitet er die Dorfstraße hinab zum HJ.-Heim. Unterwegs trifft er auch den Kurt, der sich riesig freut, daß Fritz der Einladung gefolgt ist. Von allen Seiten kommen jetzt die Jungen und Mädel, und frohes „Heil Hitler!" schallt hinüber und herüber. Im Heim sitzen dann alle um einen großen, weißgedeckten Tisch, den die Mädel des BDM. mit Tannengrün geschmückt haben. Ein festlicher Tannenbaum erhellt mit strahlendem Kerzenschein das Heim. Weihnachtslieder klingen, begleitet von Gitarren und Geigen. Zum erstenmal erlebt die gesamte Dorfjugend ein gemeinsames Weihnachtsfest. Alle eingeladenen Jungen und Mädel sind überrascht, denn vor ihnen liegen Geschenke auf dem Tisch und gerade solche, die sie gebrauchen können.

Werner, der Scharführer, spricht nur wenige Worte. Er nennt diese Feier eine Selbstverständlichkeit und mahnt alle Anwesenden, niemals zu vergessen, daß Deutschland nur leben und wachsen könne, wenn es einig wäre und ein Volksgenosse zum andern stände.

Bis in die Nacht sitzt die Kummerhausener Dorfjugend im Heim der HJ. zusammen, singt und ist froh wie selten. Erst spät gehen sie auseinander.

Aber noch lange nachher erzählen sie sich von der schönen und schlichten Feier. Im nächsten Jahr aber wird der Fritz in die HJ. eintreten und viele andere werden es auch.

Die Schar 5 hat ihr Dorf erobert. W. N.



Aufn.: Presse-Bild-Zentrale

Das ist ein Mädel!

Auf Schiern geht's zum Wintertag in die Berge und dann in Schußfahrt den Steilhang hinunter
Mut gehört schon dazu, aber es ist auch eine Freude, im Fluge durch die weiße Schneelandschaft zu Tal zu gleiten



Bild 1



Bild 2

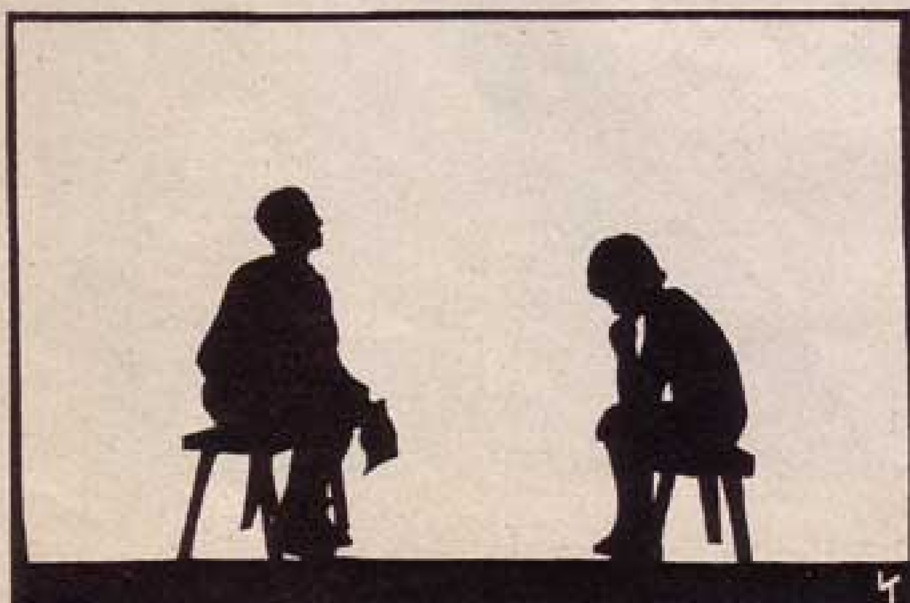


Bild 3

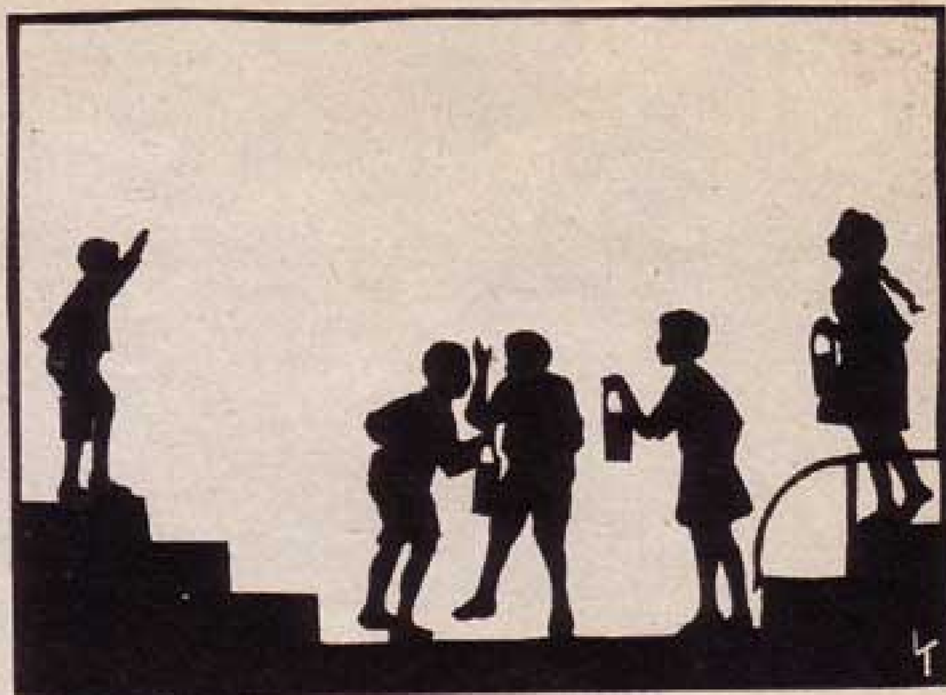


Bild 4

Ein Schattenspiel zum WHW

Ein Schattenspiel kann man in jedem Zimmer, in jeder Schulklasse aufführen. Wie es gemacht wird, erzähle ich am Schluß. Zu den einzelnen Schattenbildern werden folgende Worte gesprochen:

Bild 1

Fanfaren schmettern! Ihr Ruf ist erklungen
an euch, ihr Mädchen, — an euch, ihr Jungen.
Meldet euch alle jetzt hier zur Stell'
und vernehmet des Führers Befehl:

„Keiner darf hungern, keiner darf frieren
in diesem Winter im deutschen Land.
Ans Werk drum und keine Zeit verlieren.
Wir brauchen auch deine helfende Hand!"

Bild 2

Das Mittagessen ist aufgetragen.
Erst gibt es Suppe, dann Braten und Fisch.
Der Rolf und die Inge mit hungrigem Magen
stürzen eilig schon an den Tisch.

Da spricht die Mutter: „Bedenkt, meine Kinder,
ihr habt euer Essen, habt Kuchen und Brot;
doch leiden in diesem frostharten Winter
viel deutsche Menschen bittere Not."

Bild 3

Ganz unglücklich sitzt hier die kleine Inge
und macht ein kummervolles Gesicht.
„Ich möchte schon helfen wo immer es ginge.
Was kann ich nur tun?" Und der Bruder spricht:

„Die Not zu bannen, es wird uns gelingen.
Und ob wir auch jung sind: wir sind nicht zu klein,
um Winterhilfsgaben zusammen zu bringen
und eifrige Helfer des Führers zu sein."

Bild 4

Hier seht bei der Arbeit ihr Mädchen und Knaben.
Die Büchse klappert; das Geldstück klingt.
Treppauf und treppab zum Eintopf sie traben.
Doch siehe, schon neue Beschäftigung winkt.

Bild 5

Zum Weihnachtsfest soll es doch Freude geben
in jeder Familie, in jedem Haus.
Ei, ist das in Inges Zimmer ein Leben!
Vor Arbeit weiß sie kaum ein noch aus.

Da wird gehäkelt und Maß genommen;
Hier wird geschneidert und dort gestopft.
Zu Weihnacht soll jeder doch etwas bekommen.
Auch Rolf ist im Bunde, er zimmert und klopft

und bastelt an einem Rundfunkgeräte;
denn Rundfunkbasteln, das kann er geschickt,
dann schnitzt er noch eine japanische Flöte.
Na, hoffen wir, daß ihm die Sache glückt.

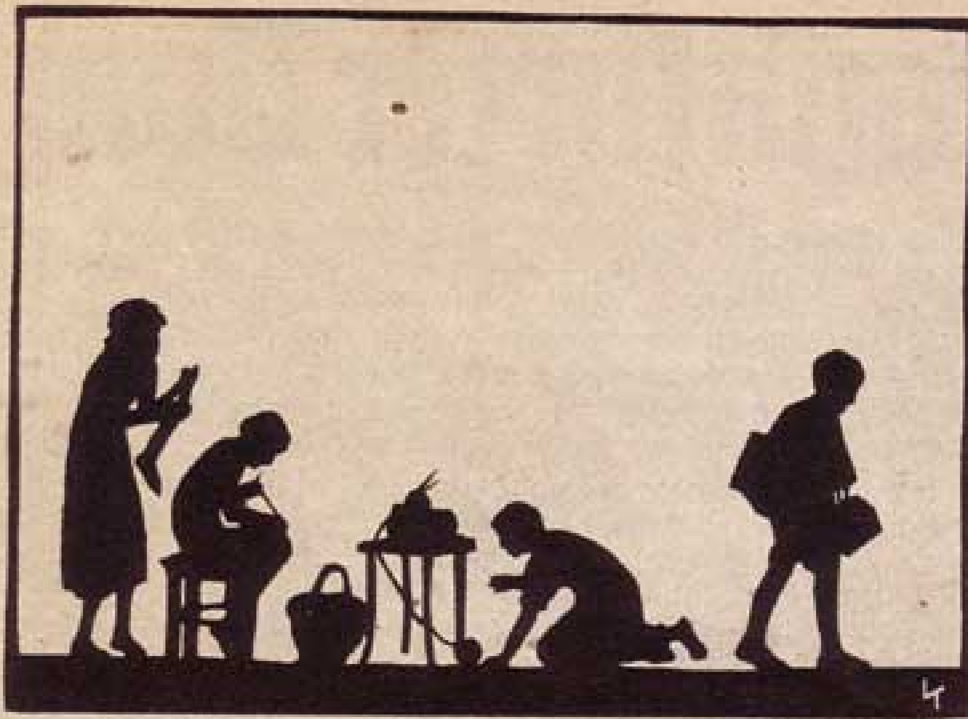


Bild 5

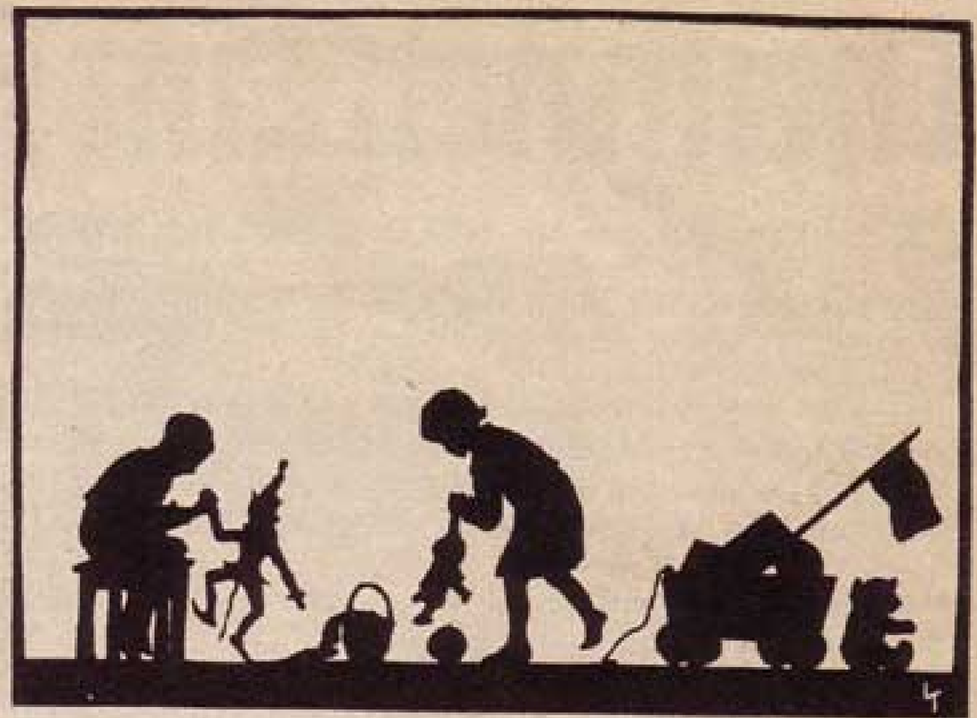


Bild 6

Bild 6 Die Inge hat Spielzeug — ihr könnt's euch kaum denken!
Sie trägt es zusammen. Auch Rolf ist dabei.
Auch davon will sie das meiste verschenken;
doch vorher gibt's gründliche Wäscherei.

Die Puppen, die kriegen blitzsaubere Kleider,
die werden geplättet auf jeden Fall.
Der Rolf, der spielt hier den Puppenschneider
und reinigt von Flecken den Gummiball.

Solch Flickschneiderei und ähnliche Sachen
meist keinen Jungen mit Freude erfüllt,
doch Rolf denkt: auch sowas muß jeder machen,
wenn's einmal den äußersten Einsatz gilt.



Bild 7

Bild 7 Er kennt ja auch Arbeit, die würde euch munden!
Ganz seine Idee. Und er ist darauf stolz,
daß er die Geschichte allein hat erfunden. —
Mit seinen Kameraden da sammelt er Holz.

Das wird nun zerhackt und auf Haufen geschichtet,
dann macht man recht handliche Bündel zurecht,
die werden bei jeder Kohlenausgabe
den armen Leuten dazugelegt.

Bild 8
Ein Berg Geschenke;
ein Berg von Freude!
seht her,
was Eifer und Wille schafft,
ans Werk ihr alle;
ans Werk noch heute
mit der Jugend
unbesiegbarer Kraft!

E. Ibing

Die Schattenbühne

Von der Decke zur Erde setzen wir zwei Stangen, dazwischen spannen wir ein großes weißes Tuch; das wird vor Beginn der Vorstellung mit einer kleinen Brause angefeuchtet, aber nicht zu doll! Das Tuch muß einige Meter von der Wand entfernt sein, vielleicht zwei Meter. An die Wand stellt ihr eine Lampe. Die Spieler treten nun in den Zwischenraum zwischen Lampe und aufgespanntem Tuch, und zwar müssen sie dicht am Tuch stehen; von der anderen Seite sieht man dann ihre Schattenrisse. Den Text zu den einzelnen Bildern spricht ein Junge, der neben dem Vorhang steht. Die Spieler führen Bewegungen aus. Wie ihr das macht, müßt ihr fleißig ausprobieren.



Bild 8

Christmette im Frankfurter Dom

Schneesturm stob wie die wilde Jagd durch den Hochwald, fegte über die Brache, stieß mit voller Wucht gegen die mächtigen Quadern der Burg; aber sein Bemühen war vergeblich. Da sprang er gegen den Turm, rüttelte an den Fenstergittern, daß sie leise klirrten.

Drinnen im Turmzimmer saß der alte Guntram mit den beiden Knappen. Sein Blick glitt zu den Turmfenstern hin:

„Der Sturm hat sich aufgemacht; schöne Begleitmusik zu dem Sturm da unten im Rittersaal. Da tobt er jetzt, der Kaiser, aber ich nehm's als gutes Zeichen."

„Wird sich wohl wieder ein Herzog empört haben", meinte der eine der Knappen.

„Diesmal geht's um anderes", sagte Guntram und starrte an den Knappen vorbei, als suchten seine Augen fern in der Vergangenheit. „So könnt ihr das gar nicht verstehen weshalb er tobt, es ist eine lange Geschichte. Ich habe auch mitgetan dabei, denn ich war schon bei König Heinrich Knappe und Burgwart und manchmal auch sein Diener und Schreiber zugleich. Das war ein König! Nun, ihr habt ihn nicht mehr gekannt, aber gewaltig ist das Werk, das er schuf. Als die widerspenstigen Herzöge ihm Fehde ansagten, griff er mit eiserner Faust zu und brachte sie zur Ordnung; Brandenburg hat er erobert, die Wenden und Ungarn besiegt und ein machtvolles deutsches Reich geschaffen. Feste Burgen hat er erbauen lassen und Städte, und weil er den Ungarn nicht mit dem Fußvolk zu Leibe rücken konnte, hieß er die Bauern zu Pferde sitzen, nahm sie zusammen mit den Rittern von seinen Burgen, und schon hatte er ein großes, mächtiges Reiterheer, das damals wie heute des Reiches Grenzen schützte. Ja, er war ein gewaltiger Mann, unser König Heinrich!; und er hatte sein Reich wohl bestellt. Oft hörte ich ihn sagen: »Guntram, meine Zeit ist nicht mehr lange. Das Reich, das ich meinem Nachfolger hinterlasse, muß groß und stark sein und festgefügt in seinem Frieden von innen und außen.« Und einmal fragte er: »Was meinst du, Alter, bist ja schon so lange bei mir, wer von meinen Söhnen wäre am meisten wert, die Krone zu tragen?« — Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte, denn er war in seinen letzten Jahren gar jähzornig geworden. Da fing er selber an: »Thankmar ist zwar mein Erstgeborener, aber die Kirche hat meine Ehe mit seiner Mutter nicht anerkannt, und so wird sie auch den Sohn nicht anerkennen. Auch ist er mir ein viel zu heftiger und unbesonnener Mann; das Schwert weiß er zu führen, und seiner Lanze halten weder Schild noch Panzer stand, aber das allein macht nicht den Herrscher. Nun sind noch die beiden anderen da, Otto und Heinrich. Otto ist der ältere, doch Heinrich ist der Liebling meiner Frau Mathilde. Ihn möchte sie einmal auf dem Throne sehen. Aber es ziemt dem Herrscher nicht, Frauenrat zu hören. Es gibt nur einen, der des Reiches Frieden sichern könnte, und das ist Otto.«

So sprach damals König Heinrich zu mir. Und schon im selben Sommer übergab er Otto das Reich; 's war auch die höchste Zeit. Ein paar Tage darauf, wir hielten gerade zu Memleben Hof, da holte ihn der Knochenmann. Ein Schlaganfall warf ihn nieder aufs Lager, von dem er nicht wieder aufstand.

An meinem Leben änderte sich wenig, ich blieb des Königs Diener und Schreiber; ich reiste auch mit nach Aachen, es war im Jahre des Heils 936. Damals wählten die deutschen Fürsten den König Otto zum deutschen Kaiser und nannten ihn Kaiser Otto I. Der greise Erzbischof Hildebert von Mainz nahm meinen Herrn bei der Hand und sprach: »Sehet, ich führe euch den neuen König herbei, der von Gott ausersehen, von dem König Heinrich bezeichnet und nun von allen Fürsten gewählt worden ist. Wenn euch diese Wahl gefällt, so gebt mit erhobener Rechten ein Zeichen.« — Alle Fürsten hoben den rechten Arm, da setzte der Erzbischof dem Kaiser die Krone auf . . ."

Der alte Guntram hob den Kopf, lauschte, schritt zur Tür, kam wieder zurück und trat ans Fenster. Der Schneesturm hatte sich gelegt, weit hinten ragte der düstere Wald. Das Ohr des Lauschenden vernahm ganz fern den Ruf des Steinkauzes — dreimal hintereinander. „Schon gut, ich komme", murmelte Guntram vor sich hin.

„Was ist?" fragte einer der Knappen. Doch Guntram tat, als habe er nicht recht gehört, ging mit schweren Schritten einmal hin und her, dann nahm er seine Erzählung wieder auf. „Morgen in der Frühe wird der Kaiser in den Frankfurter Dom zur Christmette gehen; gebe Gott, daß er nicht in Unfrieden wiederkehre."

„Ihr redet in Rätseln, Guntram", sagte der jüngere der Knappen. „Fast muß man denken, daß besondere Dinge sich morgen zur Messe ereignen werden."

Der andere Knappe zog die Augenbrauen hoch und tat geheimnisvoll. „Man raunt so allerhand unter der Dienerschaft. Der Kaisers ungetreuer Bruder Heinrich sitzt ja nicht weit von hier zu Ingelheim auf der Feste. Der Kaiser will ihn von dort wegführen lassen an einen sichereren Ort . . . !"

„Wegführen lassen, sagst du", rief Guntram aus, sah den Sprecher erschrocken an, schüttelte dann den Kopf, „es wird nur ein Gerede sein. Aber nun ist es Zeit, die Gemächer im Bergfried herzurichten; wenn mich meine Ahnung nicht täuscht, erwartet der Kaiser heute noch Besuch."

Als die Knappen den Raum verlassen hatten, öffnete der alte Guntram das Fenster des Turmzimmers. Dreimal ließ er den Ruf des Steinkauzes erschallen, und als vom fernen Walde Antwort kam, schloß er das Fenster, legte die schweren hölzernen Laden vor und stieg mit ungewohnter Eile zum Burghof hinab. Jeder Fußbreit Boden war ihm hier vertraut; darum fand er auch trotz der herrschenden Finsternis sofort die niedrige Pforte, öffnete und stand nun außerhalb der Feste. Nur kurze Zeit brauchte er zu warten, da huschte vom Tal herauf eine dunkle Gestalt heran.

„Seid ihr's, ehrwürdiger Vater?" rief Guntram halblaut dem Ankommenden entgegen. „Ich bin's, Pater Anselm", gab der Ankommende zurück und trat dicht heran: „Es ist alles wohl vorbereitet, Guntram. Des Kaisers Bruder sieht sein Unrecht ein. Morgen früh vor dem Dom will er sich ihm zu Füßen werfen und um Gnade und Freiheit bitten. An dir liegt es, ob das Werk gelingt. Noch heute mußt du deinen Herrn in freudigere Stimmung bringen. Nun aber muß ich eilig zurück, gebe Gott, daß unser Werk gelingt!"

Als der Pater im nächtlichen Dunkel verschwunden war, stieg Guntram gedankenvoll zum Turmzimmer hinauf; aber er fand keine Zeit zu Überlegungen, denn



Zeichnung: Fritz Friedel

Des Bruders Reue griff dem Kaiser ans Herz; er hob ihn auf und führte ihn in den Dom.

die beiden Knappen waren bereits zurückgekehrt und bestürmten den greisen Schreiber: „Erzählt uns doch einmal, wie das alles kam mit des Kaisers Brüdern, und warum Heinrich in Ingelheim auf der Feste gefangengehalten wird."

Eine Weile überlegte Guntram: „Sie sind jetzt noch beim Nachtmahl unten in der Halle, das mag noch eine Stunde dauern. So hört denn zu. Kaum war Otto zum Kaiser ausgerufen, da rebellierten die unterworfenen Völker auf allen Seiten. Der Herzog von Böhmen wurde ermordet, und das Land fiel vom Kaiser ab; die Wenden rührten sich wieder, und ein ungarisches Reiterheer ritt plündernd durch süddeutsches Land. Da sandte der Kaiser Boten zu den Wenden und brachte sie mit klugen Verhandlungen zum Frieden; dann raffte er seine Heere zusammen und jagte die Ungarn aus dem Land. Nun weigerten die Herzöge von Bayern und Franken ihm die Huldigung. Thankmar, des Kaisers älterer Stiefbruder, schlug sich zu den Abtrünnigen; sie brachten ein Heer auf, da aber traf sie alle des Kaisers gerechter Zorn. Ihr Heer wurde geschlagen, und Thankmar fiel im Kampf um die Eresburg. Nun hatte aber der Frankenherzog des Kaisers Bruder Heinrich gefangengenommen und überredete ihn, gegen den Kaiser zu kämpfen, dann würde man ihn selbst zum Könige ausrufen und Kaiser Otto stürzen. Wieder griff der Kaiser zu mit gewappneter Hand, zwang die Gegner zur Unterwerfung, vergab ihnen und verzieh auch dem Bruder. Aber es dauerte nicht lange, da hatten die Herzöge von Lothringen und Franken und der Erzbischof von Mainz eine neue Verschwörung angezettelt, und wieder war Heinrich mit im Komplott. Bei Birten am Niederrhein schlug der Kaiser das Heer der Verschwörer. Heinrich verschanzte sich in Merseburg, und als der Kaiser die Stadt eroberte, entkam er zum Rhein und schloß sich nun sogar den Franzosen an. Überall im deutschen Lande loderte der Aufruhr empor; von allen Seiten wurde dem Kaiser mit Abfall gedroht. Die besiegten Herzöge hatten bereits ein neues Heer gesammelt, auch die Franzosen drohten mit Krieg. Schweres Unheil zog herauf. Da begab es sich, daß die rebellischen Herzöge von Franken und Lothringen mit einem kleinen Troß ins rheinische Land einfielen, um vielleicht neue Anhänger zu gewinnen. Des Kaisers Reiter erspähten das Häuflein, fielen unversehens darüber her, und obwohl sie sich wie die Löwen wehrten, vermochten sie sich nicht gegen die Überzahl zu halten. Der Frankenherzog fiel, Giselbert von Lothringen ergriff die Flucht, jagte zum Rhein hinab, sprang in einen Kahn und gedachte das jenseitige Ufer zu erreichen. Aber der Kahn schlug um, und der schwere Panzer zog ihn in die Tiefe.

Es wäre rechtens gewesen, wenn Kaiser Otto damals seinem ungetreuen Bruder das Urteil gesprochen und ihn den Nachrichtern überliefert hätte. Als ich ihm davon sprach, sah er mich an mit Augen, daß ich erschrak. »Du sprichst von meinem Bruder, Guntram«, sagte er, und es klang ein dumpfes Grollen aus seiner Stimme. »Ich werde ihn beschämen, werde ihn zum Herzog von Lothringen machen, und du wirst sehen, er wird einer meiner treuesten Vasallen sein.«

Also geschah es denn auch, aber mein Herr sollte nicht zum Frieden kommen. Die Wenden wurden unruhig, brachen ins Land ein, der Kaiser bot Herzöge und Ritterschaft auf und zog gegen sie zu Felde. Auch wählte er die tüchtigsten und begabtesten Ritter aus und setzte sie als Grenzgrafen gegen die Wenden.

Grimm und Erbitterung entstand unter den Grafen, die bisher eine Grafschaft am wendischen Grenzland verwaltet hatten, und um das Unheil vollzumachen, jagten die Franzosen des Kaisers Bruder Heinrich aus Lothringen hinaus. Da mußte der Kaiser denn einen besseren Mann an seiner Statt zum Herzog machen. — Ich sehe noch den Tag vor mir, als des Kaisers Bruder zurückkehrte zum Hofe. Mit scheelem Blick sah er meinen Herrn an, verbissen ging er umher, immer noch im Herzen den Wunsch, selbst einmal Kaiser zu werden. Nun kamen sie an; unseres hohen Herrn heimliche Gegner. Grafen und Herzöge, denen er ihre Ämter genommen hatte, eifersüchtige Würdenträger, sie alle taten demütig, schlichen sich ein an des Kaisers Hof. Tag um Tag floß von ihren Lippen böses Gift in Heinrichs Ohr. Und eines Tages war der Plan fertig. Zum Osterfest des Jahres 941 sollte Kaiser Otto ermordet werden.

In der Nacht vorher kam einer der Grafen, der mit im Komplott war, nach oben ins Turmzimmer und sagte mir, er müsse eilig den Kaiser sprechen. Ich zögerte, den hohen Herrn zu wecken, aber er tat dringend und sagte, es gehe ums Leben meines Herrn. — Da langte ich die Rüstung herunter, griff zum Schwert, um meinen Herrn im Notfalle zu schützen, und also führte ich den Grafen hinunter in des Kaisers Kemenate. Doch ich fand ihn nicht, er saß noch in der Halle. Als ich eintrat, schrak er auf. Der Graf eilte auf ihn zu, warf sich zu seinen Füßen nieder und rief: »Rette dein Leben, o Kaiser, in der nächsten Nacht sollst du ermordet werden! Und nun berichtete er dem hohen Herrn von dem teuflischen Plan. Gelassen erhob sich mein hoher Herr, sah mich an: „Guntram, nimm die Treuesten der Treuen unter meinen Rittern, du kennst sie alle, besetze mit ihnen Gänge und Hallen; und wenn sie morgen in der Frühe beisammen sind, dann schließ die Türen und forderte von ihnen die Waffen auf Leben und Tod.«

Das war ein Tag, ich werde ihn nie vergessen. Ei, wie die Herrlein wimmerten und jammerten, denn alle waren gewiß, sie seien dem Henker verfallen. Die meisten hat es auch den Kopf gekostet; nur den eigenen Bruder schonte der Kaiser wiederum. Auf der Burg Ingelheim hält er ihn gefangen seit jenem Tage. Man sagt, er habe sich sehr geändert, der ungetreue Bruder, er sei in sich gegangen. Gebe Gott, daß es so ist! Aber nun wird das Nachtmahl längst beendet sein, ich muß hinunter zu meinem Herrn."

Als der alte Guntram die Halle betrat, war das Mahl bereits abgetragen. Die Kaiserin hatte sich in ihre Kemenate zurückgezogen. Der Kaiser starrte aus dem Alkoven in die dunkle Nacht. Behutsam trat der alte Diener heran.

„Was ist, Guntram?" fragte der Kaiser, ohne sich umzuwenden. Er kannte seinen treuen Diener und Schreiber schon am Schritt.

„Morgen ist Christmette, Herr" sagte Guntram. „Nicht jeder von den Euren wird sie in Freude feiern."

„Du denkst an Heinrich", sagte der Kaiser, ließ sich im Sessel nieder, hieß auch Guntram Platz nehmen, und bis um Mitternacht gingen zwischen den beiden Männern die Worte hin und her um des Kaisers Bruder. Ein ehrwürdiger Priester soll seinen Sinn ganz gewandelt haben, so berichtete Guntram dem Kaiser, und vieles andere wußte er noch zu erzählen.

Tief und schwer dröhnten in der Frühe des nächsten Tages die Weihnachtsglocken über Frankfurt. Schneegrau war der Himmel, schneegrau die Landschaft; dicke, weiße Flocken rieselten herab, als Kaiser Otto im Morgengrauen vor dem Domportal hielt. Da drängte sich ein Pilger im grauen Gewande durch die Reihen des Volkes, das in dichten Haufen umherstand, um den Kaiser zu sehen. Der Pilger warf sich dem hohen Herrn zu Füßen, nahm die Kapuze zurück; — es war des Kaisers Bruder Heinrich. Starr aufgerichtet stand der Kaiser. Streng klang seine Frage: „Wo kommst du her, wer hat dich aus der Haft entlassen?"

Da trat Pater Anselm dazu, der nämliche, der am Abend vorher Guntram Botschaft gebracht hatte. Er neigte sich tief vor dem Kaiser und sprach: „Ich tat wider dein Gebot, o Herr, ich habe den Sinn deines Bruders gewandelt und gab ihm den Weg frei, um dir und ihm ewigen Frieden zu schenken."

Die Glocken waren verstummt. Nun tönte machtvoll der Chor der Mönche aus dem Dom. Sie sangen die uralte Weihnachtsweise vom Heiland, der alle Menschen erlöste und alle Sünden vergab. Noch immer stand der Kaiser da, da klang wieder der Chor:

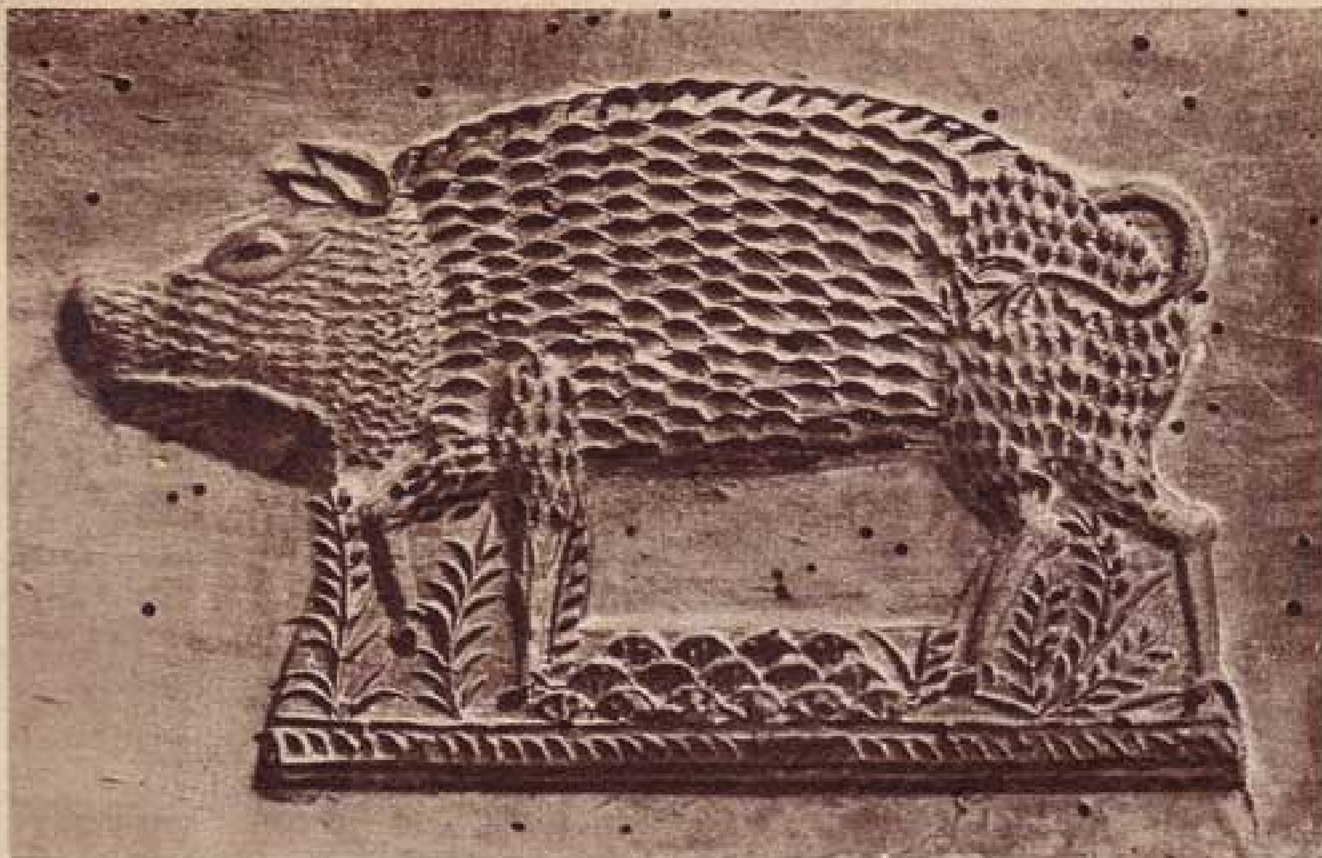
„Für sie will ich auch bitten
für Frauen und für Mann.
Selig werden alle Pilger,
die sie recht rufen an."

Das Lied der frommen Mönche griff dem Kaiser ans Herz. Tränen traten ihm in die Augen, er umarmte seinen reuigen Bruder, deckte ihn mit dem Königsmantel und führte den Büßenden selber hinein in den Dom zur heiligen Christmette. Seit jenem Tage ward Heinrich einer der treuesten Helfer des großen Kaisers. — Der fromme Pater aber, der das Werk der Versöhnung schuf, soll später ein mächtiger Bischof geworden sein.



Aufn.: Technephot

Das Sakramentenhäuschen im Frankfurter Dom



Alte Lebkuchenmodel aus Holz. Der darin ausgeschnittene Eber ist ursprünglich der germanischen Sagenwelt entnommen, in der er häufiger vorkommt Aufn.: Weskamp

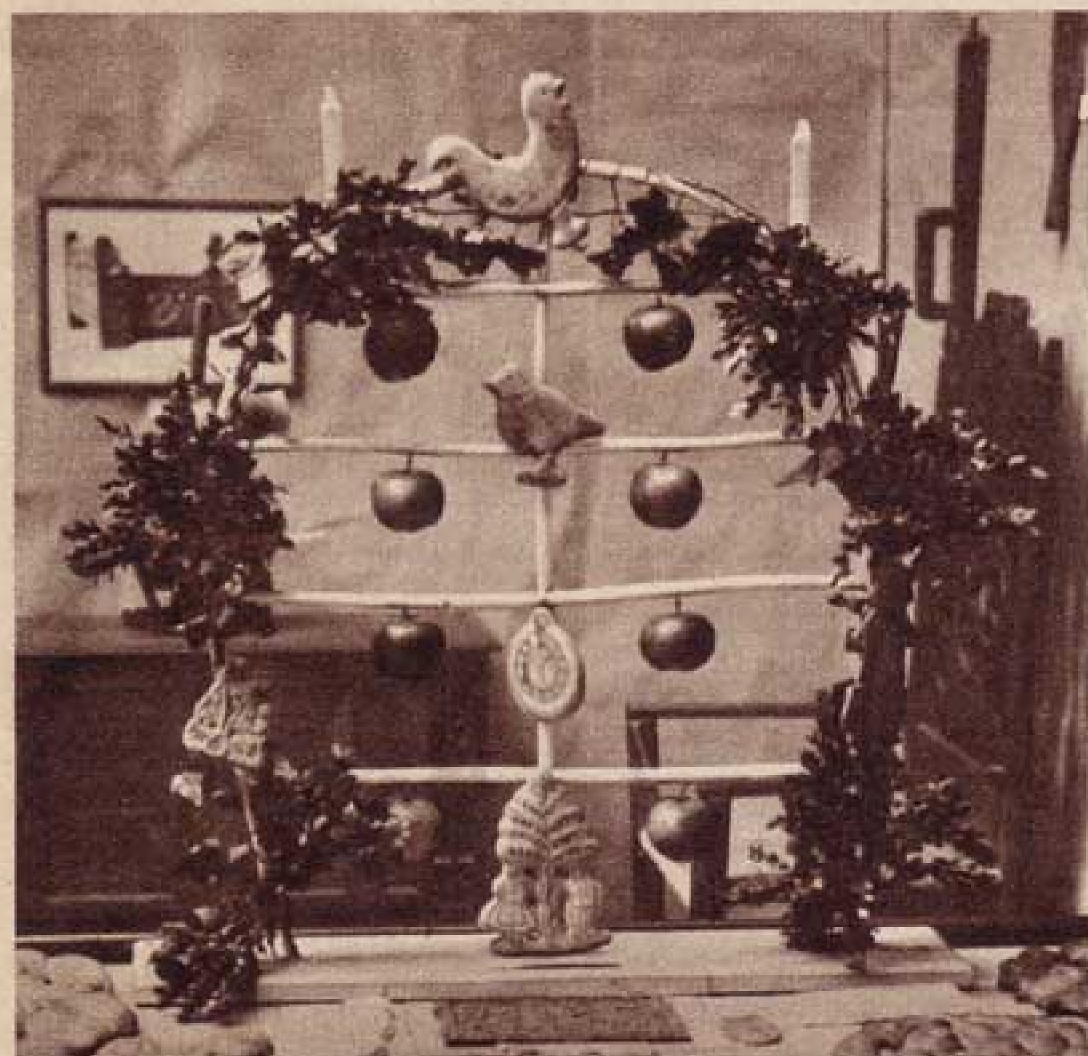
Druckerei in Teig

Wir haben alle gelernt, daß in Nürnberg von Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden wurde. Seit ich mich aber mit dem Weihnachtsgebäck etwas näher beschäftigt habe, sind mir doch ernsthafte Zweifel gekommen. Fast möchte ich glauben, daß die germanischen Frauen der vorgeschichtlichen Zeit die eigentlichen Erfinder der Druckkunst waren. Zwar druckten sie keine Bücher, aber etwas, was vielen Leuten sicher noch mehr gefällt: nämlich Kuchen. Das waren nicht gewöhnliche Kuchen in einer Springform oder Tortenform gebacken, sondern ganz besondere Kuchen. Wir wissen, daß die germanischen Hausfrauen schon viele Jahrhunderte v. Chr. Kuchen aus feinstem Weizengebäck zu backen verstanden. Namentlich um die Zeit des Julfestes, der Wintersonnenwende, hatten die germanischen Hausfrauen alle Hände voll zu tun, um für die festlichen Tage feingeformte kleine Kuchen zu backen, die man „Gebiltbrote" nannte. Sie hießen so, weil sie ein Gebilt, also ein Symbol darstellten. In den nordischen Ländern hat sich der Brauch, zum Julfest solche Gebiltbrote zu backen, bis heute erhalten. Wichtig ist noch, daß diese Brote häufig nicht aus gewöhnlichem Kuchenteig hergestellt, sondern daß in den Teig besondere Heilkräuter eingebacken wurden. In Dänemark gibt es heute noch einen Lebkuchen, in den solche Heilkräuter mit eingebacken werden. Im Altnordischen bezeichnet man nun Heilmittel mit dem Wort Lyf. Wenn auch die Forschung die Zusammenhänge noch nicht genau festgestellt hat, so können wir doch annehmen, daß die alten Gebiltbrote oder Heilmittelkuchen, die man auch in nordischer Sprache Lyfkuchen nennen konnte, mit den dänischen Lebkuchen von heute verwandt sind. Denn es kann doch sehr wohl aus dem Wort Lyfkuchen das Wort Lebkuchen entstanden sein. Wie gesagt: bewiesen ist das nicht, aber es spricht doch sehr viel dafür. — Da haben wir wieder eine sehr eigenartige Sache gefunden: Der größte Teil unseres Weihnachtsgebäcks geht auf altgermanische Julfestbräuche zurück. Ich sagte schon, daß die germanischen Julfestkuchen Symbole darstellten; häufig findet man noch heute in nordischen Ländern unter den Gebäckformen zum Julfest das Hakenkreuz. Auch die Weltesche oder Irminsul wird nachgebildet oder die Sonnenbahn in den verschiedenen Monaten des Jahres. Auch nordische Schriftzeichen, Runen, finden im Julfestgebäck Verwendung. Wenn man nun solche gebackenen Runen nebeneinander legte, so konnte man ganze Worte und Sätze daraus formen. Wir können also ganz mit Recht sagen, daß die germanischen Frauen der vorgeschichtlichen Zeit eigentlich schon etwas von der Buchdruckerkunst verstanden, nur waren es eben „Druckereien in Teig".

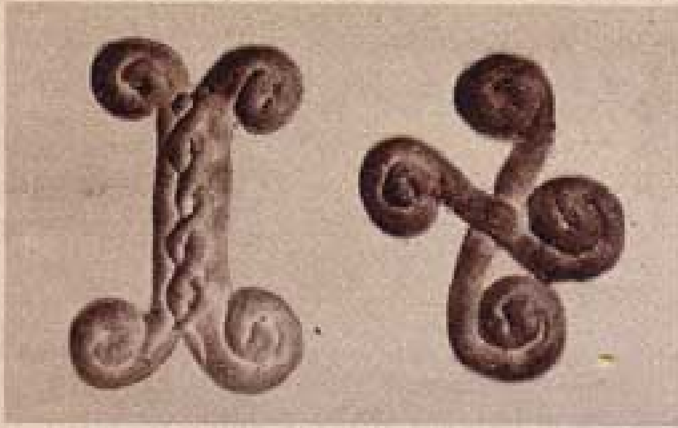
Später wurden die Gebiltbrote nicht mehr mit der Hand geformt, sondern man schnitzte dazu Backformen aus Holz, die man Model nannte. Das sind dicke, meist rechteckige Holzbretter, in die umgekehrte Figuren eingeschnitzt wurden, so wie ihr es auf verschiedenen Bildern dieser Seiten seht. Viele dieser Model, die uns aus dem Mittelalter erhalten sind, enthalten Darstellungen aus der germanischen Sage und dem germanischen Glauben. So gehört der Eber zur germanischen Vorstellungswelt. Vielfach findet sich auch ein Reiter oder ein Pferd, das ist nichts anderes als das Wodansroß. Zwar verbot die Kirche die Nachbildung germanischer Glaubenssymbole; darum nahm man nicht mehr das Roß Wodans, sondern nur noch eins seiner Hufeisen. Im Werratal gehört heute noch ein Hufeisen zum Weihnachtsgebäck; es erinnert sowohl an das Roß Wodans wie an das Sachsenroß. In



Die ältesten Lebkuchenreiter stellten Wodan auf seinem Roß oder einen Sachsenherzog auf dem Sachsenroß dar; später nahm man einen der großen Kaiser oder, wie auf dem Bild nebenan, einen friderizianischen Reiter Aufn.: Binder



Ein Weihnachtsbaum von der Insel Föhr in Nordfriesland aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Er ist mit Weihnachtsgebäck behangen. Unten in der Mitte der Welten- oder Jahrbaum mit dem Menschenpaar, oben auf dem Wipfel der Gjallar-Hahn, der schon in den germanischen Heldenliedern erwähnt wird Aufn.: Marle



Weihnachtsgebäck aus nordischen Ländern, das verschiedene Formen des Hakenkreuzes darstellt

Aufn.: Marle

Franken erhalten die Kinder zu Neujahr von ihren Paten heute noch einen Reiter als Geschenk. Berühmt durch ihr besonderes Weihnachtsgebäck, ihren Lebkuchen, sind seit Jahrhunderten die Städte Nürnberg, Lüneburg und Danzig. Besonders der Nürnberger Lebkuchen hat ja Weltruf erlangt. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß der deutsche Kaiser Friedrich III. im Jahre 1487 an 4000 Kinder der Stadt Nürnberg Lebkuchen mit seinem Bilde verteilen ließ. Im germanischen Museum zu Nürnberg ruht heute noch eine Handschrift mit einem altehrwürdigen Lebkuchenrezept der Margreth Ladißla Derrerin, in dem es heißt: „Ein Pfund Zucker, ein halbes Seidlein oder ein Achtelein Honig, vier Loth Zimmet, eineinhalb Loth Muskattrimph, zwei Loth Ingwer, ein Loth Cardamumlein, ein halb Quintlein Pfeffer, ein Diethäuflein Mehl. Mach eins fünf Loth schwer."

In Künigsfeld erhielten 1663 die Schulkinder einen Lebkuchen „zum gueten Jahr". Anderswo wurde eine Schultafel in Lebkuchenform mit dem ABC in Holzmodeln ausgepreßt und zu Weihnachten überreicht. So lernen die Kinder leichter das ABC.

Zum Schluß will ich euch noch zwei gute Rezepte verraten, zunächst eins für Lebkuchen. Zutaten: ein Pfund Mehl, ein Pfund Zucker, 100 Gr. Zitronat und Pomeranzen, 100 Gramm geröstete oder gehackte Mandeln oder auch statt dessen gehackte Haselnüsse, acht ganze und zwei gelbe Eier, 60 Gramm Zimt, 10 Gramm Muskatblüte, 10 Gr. Kardamom, 5 Gr. Ammonium, zwei abgeriebene Zitronen. — Die Zubereitung: Zucker und Eier gut verrühren; Zitronat und Pomeranzen fein zerkleinern. Zimt, Muskatblüte, das Abgeriebene der Zitrone, Kardamom, Ammonium dazugeben, das Mehl einrühren, die gerösteten oder gehackten Mandeln oder Haselnüsse gut und trocken hineinvermengen und das Ganze bei offenem Zug backen. — Und nun noch ein Rezept für Pfeffernüsse: zwei Pfund Zucker, dreiundeinhalb Pfund Mehl, ein Ei, dreiviertel Liter Wasser oder schwarzen Kaffee, 20 Gr. Hirschhornsalz und Gewürz. Gebacken soll das Ganze vorzüglich schmecken.

Dr. W.



Ähnlich wie der Lebkuchen wird auch das Marzipan geformt. Das Bild zeigt in Holz geschnittene Marzipanformen mit einer ausgeformten Marzipanmodel

Aufn.: Binder



Schwedisches Julbrot. Die sieben Halbkreise stellen die Sonnenlaufbogen dar. Zur Wintersonnenwende sind sie am kleinsten, zur Sommersonnenwende am größten

Aufn.: Marle



Auf diesem Tisch sehen wir Weihnachtsgebäck oder Julgebäck der nordischen Länder.

Aufn.: Marle

Kreuz und Hakenkreuz kehren in den verschiedensten Formen wieder, ebenso Sonnenräder, Mitwinterhörner oder Julhörner. Die Zusammenstellung zeigt, wie germanischer Glaube in dem Weihnachtsgebäck der nordischen Völker noch heute lebendig geblieben ist. Dem nordischen Menschen ist Weihnacht das Julfest, das Fest der Wintersonnenwende

Wintersonnenwende

Himmelskunde bei den Germanen vor 2000 Jahren

von Otto Sigfrid Reuter

Der Verfasser des Aufsatzes hat ein großes Werk „Germanische Himmelskunde" geschrieben, das in J.F.Lehmanns Verlag, München, erschienen ist. (Die Schriftleitung)

Früh, am Nachmittag schon, sinkt auf die verschneiten Wälder und Meere Germaniens der Winterabend hernieder. Am südwestlichen Himmelsrand verströmen in roten Flammenbächen Sonne und Licht. Die längste Nacht des Jahres beginnt.

Die Vorfahren gaben ihr auch den Namen der Mütternacht, wohl weil aus ihr am ersten Morgen das neue Licht ersteht, weil in ihr alljährlich sich das große Wunder vollzieht, daß die Sonne, die „Weltleuchte", nicht noch immer weiter zum Süden hin ihre Bahnen versinken läßt, daß sie sich wendet und wieder nordwärts wandernd steigt. Wintersonnenwend, Mütternacht, das ist die Wendung zum Leben und zum Licht.

In dieser längsten Nacht aber erhebt sich der Blick unserer Vorfahren zum gestirnten Himmel. Aus dem verschneiten strohgedeckten Hause tritt der germanische Bauer mit Sippe und Gesinde vor das Tor hinaus. Er zuerst, dann die andern, nehmen die Mütze ab, denn vor ihnen, vom westlichen Himmel her, drängt sie der unverhoffte Anblick der Neusichel des Mondes zum Gruß und zum Gebet. Es ist der Julmond, Beginn des Heiligen Monats, in dem Sonne und Mond zusammen steigen. Dann aber hebt der Bauer den Blick wieder zur Höhe, und nun im Anblick von „des Himmels Macht und Hochbau" lehrt er Sippe und Gesinde die strahlenden Wunder.

Dort in der Höhe glänzt mit sieben hellen Sternen der Große Himmelswagen, auch Karls- oder Wodanswagen nach den Namen Allvaters, des obersten Gottes benannt, als ob er ein wirkliches Gefährt sei; dort der Kleine Himmelswagen, auch Friggas, der Himmelsmutter, Wagen, auch Frauenwagen genannt. Wie die himmlischen Mächte ruhelos das Weltall durchwandern, so kreisen diese Wagenbilder gleich der ganzen großen Himmelshalle dort um den einzigen Drehpunkt des Alls, die Nabe des Himmelsrades. Alles Bild wandelt den Ort und kreist; aber diese eine Stätte in der Höhe, in der Mitte der Kreisung, die also die Mitte des Mondsaals ist, steht unerschütterlich fest. Dort glauben sie den Sitz der himmlischen Götter, von denen das Weltall und alles Geschick gelenkt wird. Drinnen in der Mitte des Bauernhauses trägt die eine Firstsäule das gesamte Dach: So trägt hier draußen ein unsichtbarer Stamm, von der Erde zur Himmelshöhe, zu jener Himmelsnabe reichend, das unsichtbare und doch sternfunkelnde Dach der Himmelshalle. Es ist gleichsam eine Weltsäule. Wir nennen sie Irminsul. Es ist gleichsam ein Baum. Wir nennen ihn Weltesche. Von ihr singen dunkle Weissagungen und Lieder. Mit unsichtbarem Gezweige überwölbt der Baum Erde und Himmel, und in seinem goldenen Laube regen sich, ein Strahlenmeer, alle die sichtbaren Gestirne. Wie Adler und Habicht sitzen Sonne und Mond im Gezweig. Mit dieser Säule steht und fällt das Weltall, so singen die Leute; in ihr zeigt sich, hochaufgerichtet wie ein lichtfunkelndes Schwert im Wolfsrachen der Finsternis, ewiges Recht, Himmelssatzung!

Alle diese Weissagung von den Himmlischen, von der die Edda kündet, haben unsere Seher in Sternbildern an den Himmel geschrieben. Dort jener mächtige Halbkreis von Sternen (von den Griechen Schwan, Pegasus und Andromeda genannt) öffnet sich gegen den Göttersitz als ein Bild des Großen Wolfsrachens, aus dessen Schlund die beiden Geiferströme Wan und Wil niedersinken. Tief funkelt Lokis, des Götterfeindes, Brand drohend empor und, vor ihm aufsteigend, als wolle er Lokis Brand den Weg bereiten und den ganzen Himmel der Himmlischen in Brand stecken, der Fackelbringer. Aber schon mitten auf der Götterbrücke, auf dem Seelenwege (den die Griechen die Milchstraße nannten), ist der Kampf der Asen, d. i. der Götter gegen die ganze Welt der Feinde entbrannt. Noch manche andere Bilder erzählen von den großen Taten der Schöpfungsmächte.

Am Südhimmel erglänzt ein herrliches Dreigestirn. Es taucht alljährlich in der Morgenfrühe vor der Sonne auf, wenn die Flachszeit beginnt; darum nennen sie es Friggas Rocken (Orion der Griechen). Wie die Hausmutter an der Firstsäule, so sitzt die Allmutter scheinbar an der Weltsäule wie an dem Spindelstabe, und wie von einem goldenen Spinnrocken nimmt sie den himmlischen Flachs vom sternfunkelnden Rocken. Ewig ist die Kreisung der Weltallsspindel. Mit diesem Sternbild kommt die Flachszeit alljährlich wieder und zeigt Ende und den Beginn der Jahreszeit und damit eines Jahresumlaufs. So zeigt auch das Sonnengestirn, wenn diese Wintersonnwendnacht zu Ende geht, die Wende zum Wiederaufstieg des Jahres an.

Aber nicht nur den Gang des Jahres lehren und ordnen uns die Sterne. Auch die Richtung, wohin wir wandern oder fahren sollen, weist uns allein die heilige Stätte dort droben, der Stern an der Himmelsnabe, der Leitstern. Im ganzen Weltall bleibt sicher und fest für uns nur dieser eine Ort. Unter ihm geradeweg liegt die tiefste Tiefe, in welche die Sonne allnächtlich hinabsteigt; wir nennen sie Norden. Über ihr am höchsten funkelt der Nordstern. Und hinter uns, da wir uns allein zu diesem wenden, liegt Süden, zur Rechten Osten; Westen zur Linken. So können wir Weg und Fahrt nicht verfehlen. Auf hohem Meere, wo kein Land zu sehen ist, hilft den Schiffern bei Tage die Sonne, zur Nachtzeit der Leitstern. Aber der Seefahrer weiß noch mehr vom Himmel. Er beobachtet genau, wo die Sonne auf- und wo sie untergeht; er weiß, daß dieser Ort sich täglich ändert, weil die Sonnenbahnen zum Sommer nordwärts, zum Winter südwärts schreiten. Er zählt die Tage. Und weil der Sonnengang durchs Jahr regelhaft ist, so hat jeder Tag seinen bestimmten Sonnenaufgangs- und Sonnenuntergangsort am Himmelsrande. Und damit kennt er die Himmelsrichtungen an jedem Tage, wenn der Leitstern nicht sichtbar ist. Auf den germanischen Meeren schickt die Sonne zudem lange vor ihrem Aufgang und nach ihrem Untergang ein feines Lichtschimmerzeichen, den Dämmerungsbogen, über den Himmelsrand herauf. Den kennen die Schiffer nach Größe und nach dem Ort und dem Tage. Sie haben Zahlenregeln darüber im Gedächtnis, die ihnen von den Sternkundigen, von Beobachtern übergeben werden, so daß sie mit ihrer Hilfe die Himmelsrichtung auch beim Verblassen der Sterne, wenn zudem die Sonne selbst noch nicht scheint, feststellen und nach ihnen, ohne irgendwie das Land zu sehen, ihr Schiff über das graue Meer leiten können.



Der Sonnen- und Mondwagen von Trundholm aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. Ein Pferd zieht eine mit Spiralen reich verzierte Sonnenscheibe. Die Gestirne erschienen den Germanen als feurige Urstoffe, deren Bahnen von den Göttern bestimmt wurden

Aufn.: Reuter

Der Nördliche Sternhimmel in germanischer Überlieferung.

Auf dieser Sternkarte sind in deutscher Druckschrift die Sternbilder so benannt, wie unsere Vorfahren sie benannten. In kleinerer lateinischer Schrift sind die bisher üblichen Sternbezeichnungen beigefügt

Die Gestirne sind es auch, die Tag- und Nachtzeit ordnen. Sonne, Mond und Sterne überkreisen ja alle die Himmelsrichtungen nach rechts herum, d. i. sonnläufig. Steht die Sonne in Nord, so ist Mitternacht, steht sie in Süd Mittag, in Ostmitte zeigt sie Mittmorgen an, in Westmitte stehend Mittabend. Dazwischen steht die Sonne in Nordost, oder später über Südost, dann in Südwest oder in Nordwest. Die gesamte Teilung des Himmelsrandes in 8 oder 16 oder gar 32 Himmelsrichtungen überkreist die Sonne und kündet den Ablauf der Zeit. Im Winter anders als im Sommer. Aber in der Nacht, da überkreisen an Sonnen Statt die Sterne und manchmal der Mond das große Strahlenblatt der Himmelsuhr: Sieh nach den Sternen! heißt es oft bei den Germanen. Und draußen vor der südlichen Haustür des germanischen Hauses liegt der Beobachtungsstein, der die Richtungen angibt, wenn man auf ihn, den nach Süden gewandten, tritt. Wohin ist der Stern gekommen? Steht er schon in Ost? Wenn ein Zeitgestirn untergegangen ist, tritt ein anderes an seine Stelle. So bestimmen sie Tag- und Nachtzeit nach den Gestirnen.

Weit schwerer ist es, mit dem Monde auszukommen. An Neumond oder Vollmond werden die Feste gefeiert. Wenn aber durch Monate hindurch der Himmel bedeckt ist? Und außerdem sind das Sonnenjahr und das Mondjahr mit etwa zwölfmaligem Umlauf des Mondes nicht überein lang. Wie sollen sie rechtzeitig zusammenkommen, wenn das Julfest auf dem ersten Vollmond nach der längsten Nacht gefeiert werden soll? Da sorgen wieder die Himmelskundigen und rechnen: Wenn die Zwölfmonatsfrist immer weiter hinter der Jahresfrist der Sonne zurückbleibt, dann rechnen diese alle zwei bis drei Jahre statt der 12 einmal 13 Mondumläufe ein. Das lehren sie auf den Thingen; dafür haben sie eine kluge Schaltregel erdacht. Aus ihr weiß auch der einsame Bauer fern in den Wäldern, wann Jul ist, wann er zum Thinge kommen soll. Er verfehlt nicht den rechten Vollmond. Das Neulicht ist unsicher, das wir dort droben sehen. Darum richtet sich alle germanische Zeitrechnung nach der Sonne und, da der Neumond unsichtbar ist, nach dem Vollmond, aus dem der Tag des Neumonds berechnet wird.

Den Himmel muß ein jeder kennen; er gibt uns Teilung der Zeit und Richtung im Raume. Es sind aber zudem manche Sternkundige im Lande und an der See, die den Lauf der Gestirne und ihr Erscheinen und ihren Untergang beobachten, messen und in Zahlenreihen bringen. Von der Neusichel bis zum Vollmond wächst der Mond von Tag zu Tag an Licht; nach dem Vollmond nimmt die Lichtgestalt wieder ab. Es ist Brauch, ein wichtiges Unternehmen während der Zeit des steigenden Lichtes, also zwischen Neu- und Vollmond zu beginnen, weil die Himmlischen immer das steigende Licht lieben. Hundertfach wichtig ist es da, wenn die Wolken den Anblick des Mondes verwehren, mit Hilfe jener Himmelskundigen und ihrer Zahlenreihen den Eintritt des Neumonds, den man nicht sehen kann, mühelos zu berechnen.

Darum sind diese germanischen Völker und Menschen auch fröhlich, weil sie sich sicher wissen, im Bunde mit der himmlischen Weltordnung. Über ihnen allnächtlich im Sterngewölbe ragt das heilige Bild des Weltbaums, der Irminsul, von dem aller Segen des Jahres niederströmt. Sie nennen diese Winternächte geweiht. Am stärksten in der dunkelsten Nacht strahlt der Baum empor, den die Augen nicht sehen, doch leuchtend von Sternen. Drinnen am Firstbaum, der das Dach unseres Hauses trägt, entzünden wir die Lichter, weil wir dem steigenden Lichte gehören. An dem göttlichen Stamme geloben wir den Kampf, der nicht endet.



Ehrhardt hat im Busch eine Zeder ausgesucht, die nun von Asumani gefällt wird



Zu dritt reiten wir auf unserm weißen Esel zur Christfeier in der Kirche

Weihnachtszedern in Usambara

In unserer früheren Kolonie Deutsch-Ost-Afrika ist jetzt heiße Zeit. Die Sonne steht fast senkrecht am Himmel, so daß man seinen eigenen Schatten nicht finden kann, die leichtesten Sommerkleider werden angezogen, die Rosen blühen und Erdbeeren reifen. Trotzdem hängt am ersten Adventssonntag der grüne Kranz wohl in jedem deutschen Haus, und die vier kleinen Lichter helfen daran erinnern, daß es auch in Afrika Weihnacht werden will.

Wo Kinder sind, ist die Adventszeit voller Lieder und voller Freude. Ich erlebte das Fest in der Nähe der größten deutschen Schule des Landes, der Friedrich-von-Bodelschwingh-Schule. Schon morgens vor 7 Uhr klangen unsere schönen Adventslieder über die sonnenbeschienenen Berge von Usambara. Und wie viele Weihnachtsüberraschungen wurden mit Liebe ausgedacht. Was lag da näher, als für den Bruder daheim auf der Pflanzung eine Armbrust zu machen? Der Schwester baut man eine Flöte aus Bambus; Mutter bekommt eine Wandvase und fein verzierte Serviettenringe aus demselben Material. Bambus wächst in großer Menge unten auf der Wiese. Das dreijährige Schwesterchen erhält einen Brummkreisel aus einem kleinen getrockneten Kürbis, der dreht sich lange und brummt dazu, wie es sich für einen ordentlichen Kreisel gehört. Aber was schenkt man dem Vater? Das ist in Afrika ein ebenso schwieriger Fall wie in Deutschland. Vielleicht Briefmarken, die man sich von den andern eingetauscht hat? Kaufen kann man nichts, aus dem einfachen Grund, weil es keine Geschäfte gibt.

In jedem deutschen Haus werden um diese Zeit Pfeffernüsse gebacken, weiße und braune. Da entstehen Weihnachtsmänner und Tannenbäume, Sterne und Kringel, natürlich alles nach alten Rezepten von daheim. Daß statt der Mandeln meistens Erdnüsse aus der eigenen Ernte genommen werden zum Verzieren, tut der Schönheit keinen Abbruch. Draußen unter den schattigen Bäumen wird der Teig geknetet und ausgestochen und auf die Platten getan; dann kommt der Boy und schiebt sie in den Ofen und wundert sich über die merkwürdigen Formen. —

Kuchendosen füllen sich, die Handarbeiten sind fast vollendet; woher kommt nun aber der Tannenbaum? Den gibt es nicht! Ich sehe eure enttäuschten Gesichter. Nun, wenn es auch keinen richtigen Tannenbaum gibt, so doch Ersatz. Eine Zeder muß Christbaum werden! Sie hat auch ein ganz klein wenig Ähnlichkeit mit der deutschen Schwester: sie ist grün und hat gleichmäßig am Stamm verteilte Zweige. Am 23. Dezember begleitet uns der schwarze Gartenjunge Asumani in den Wald, mit einem Buschmesser ausgerüstet. Wir suchen ziemlich lange, endlich haben wir einen Baum, der uns würdig scheint, Christbaum werden zu können. Asumani fällt ihn und trägt ihn heim. Draußen an der Hauswand wird er noch einmal zur Begutachtung aufgestellt;



Das Schönste vor Weihnachten: der Boy hat die Post geholt, es sind Pakete aus Deutschland dabei

Die Kirche in Hohenfriedeberg in Usambara, in der wir an der Weihnachtsfeier teilnahmen

Aufnahmen: Ovidia Alm



alle dürfen ihn sehen, auch die Kinder, bevor er im Weihnachtszimmer verschwindet. Plötzlich stürzen Christa und Ruth mit lautem Freudengeschrei davon. Was ist nur? Der Boy kommt den Weg herauf und bringt die Pakete aus der Heimat, zwei auf dem Kopf, das dritte in der Hand. Was drin sein mag? Man fühlt und riecht, aber ohne Erfolg.

Endlich ist der Heiligabend da. Während im Weihnachtszimmer sich die afrikanische Zeder in einen deutschen Christbaum verwandelt mit Kerzen und Lametta, werden die Kinder in den Garten geschickt, um viele, viele Blumen zu pflücken.

Um 18 Uhr, vor der kurzen Dämmerung, schallt die Weihnachtsglocke über Berg und Tal und ruft so eindringlich und fröhlich. Wer will da nicht folgen? Es gehört doch der Gottesdienst mit zu einem rechten Weihnachtsfest! Der Weg ist weit und führt bergan, und warm ist es auch; der Boy hat den weißen Maskatesel gesattelt, Mutter und die Kinder reiten. Schnell bricht die Dunkelheit herein, wir sehen noch gerade die weißgetünchte Kirche durch die Bäume schimmern. Um 19 Uhr ist finstere Nacht; der Gottesdienst beginnt. Zwei mächtige Zedern mit brennenden Kerzen stehen zu beiden Seiten des Altars, gerade wie daheim. Das große Gotteshaus ist bis auf den letzten Platz gefüllt von Schwarzen und den wenigen Deutschen aus der Umgebung. In den Gängen auf dem Fußboden sitzen die Kinder dicht bei dicht. Auf ihrer schwarzen Haut und in den leuchtenden Augen spiegelt sich der Schein der Kerzen. Sie wissen auch schon etwas von Weihnachten! Mit heller Stimme singen sie: „Ihr Kinderlein kommet . . .“ und „O du fröhliche . . .“, natürlich nicht deutsch, sondern in ihrer Stammessprache kischambala. Da klatscht zum Schluß noch ein Tropenregen auf das Wellblechdach. Der Donner rollt; der Lärm wird so stark, daß Worte nicht mehr verstanden werden; es klingt wie Trommelfeuer. Zum Glück ist der Gewitterguß bald vorüber. Während der Posaunenchor draußen Weihnachtsweisen erklingen läßt, treten wir den Heimweg an. Welch ein entzückendes Bild! Wir bleiben stehen: durch die dunkle Nacht bewegen sich viele Hundert kleine Lichter, wie Glühwürmchen, sie verteilen sich auf den Höhen und in den Tälern; wir wissen, es sind Kirchenbesucher, die heimwärts ziehen, wie wir.



Während im Weihnachtszimmer die Zeder geschmückt wird, werden die Kinder in den Garten geschickt, um Blumen zu pflücken

Und dann stehen wir unter dem eigenen strahlenden Baum, singen noch einmal unsere Weihnachtslieder, packen die Pakete aus und denken an die Lieben in Deutschland.

Ich weiß, es gibt an diesem Abend in Afrika viele heimwehkranke Leute! Man läßt sich das nur nicht anmerken.

Ovidia Alm.



Unsere Weihnachtsstube in Ost-Afrika



Dieses schöne Karussell hat ein Vater nach Feierabend für seine Kinder gemacht



Aus sechs Walnußschalen, etwas Draht und einem Band läßt sich eine sehr beliebte Kinderklapper herstellen

Unsere Väter machen Spielzeug

Das war ein schönes Weihnachtsfest für uns sechs Geschwister, als wir unter dem Weihnachtsbaum eine Kasperlebude mit Vorhang und ganz herrlichen Kasperlefiguren entdeckten. Die Sachen waren nicht in einem Geschäft gekauft; unser Vater hatte sie, wenn wir längst im Bett lagen und schliefen, zusammengebastelt, geschnitzt und gemalt. Und wie fein hatte er das alles gemacht! Da fehlte kein Ohr und kein Finger, jede Figur hatte Kraft und Ausdruck. Mit wieviel Liebe hat unser guter Vater an dieser Kasperlebude herumgebastelt. Wochenlang hat er sich Abend für Abend gefreut, wenn er das Taschenmesser hervorholte und zu schnitzen begann. Jedesmal dachte er dann: na, die werden ja Augen machen, wenn das erst fertig ist und unterm Weihnachtsbaum steht — und wir haben Augen gemacht! Gefreut haben wir uns wie an keiner anderen Weihnacht.

Solch ein Spielzeug, das unser Vater gemacht hat oder unser größerer Bruder, das ist ja auch etwas ganz Besonderes, das kann man in keiner Fabrik kaufen, das gibt's in der ganzen Welt eben nur einmal.

In Deutschland gibt es nun viele Väter, denen es Freude macht, Spielzeug oder auch andere schöne Gegenstände selbst zu basteln. Man sollte es kaum glauben, wieviel solcher Väter es gibt. Nun hat die NS.-Kulturgemeinde einmal versucht, aus allen Teilen Deutschlands Spielzeug und alle möglichen anderen Gegenstände zusammenzuholen, die nicht von Fachleuten, sondern von Laien zu ihrem Vergnügen hergestellt wurden. Es sind da eine ganze Menge Sachen zusammengekommen, aus denen man eine große Ausstellung aufgebaut hat. Sie heißt „Deutsches Laienschaffen". Von dieser Ausstellung stammen auch die Gegenstände, die auf diesen beiden Seiten abgebildet sind. Schade, daß nicht jeder von euch die Ausstellung sehen kann. Da hat jemand kleine Bilder gemalt und sie zu einem Bilderbuch für seine Kinder zusammengestellt. Ein anderer Vater hat das kleine lustige Karussell gebaut, das hier abgebildet ist. Wie fein hat er das gemacht mit dem Dach und den Vorhängen, und



Eine Streichzither, auch „Tischgeige" genannt.
12- bis 14jährige Jungen haben sie in Gemeinschaftsarbeit hergestellt



Welcher Ausdruck in den Tiergesichtern!
Die beiden Figuren rechts hat ein Tagelöhner aus der Rhön geschnitzt

Wie schön und dauerhaft ist doch dieses Spielzeug. Unsere kleinen Geschwister würden daran ihre Freude haben. Es stammt nicht aus der Spielzeugindustrie; ein einfacher Rhönbauer hat es geschnitzt

Aufn.: Weskamp (7)

dann hat das Karussell ja auch eine richtige Maschinerie, damit man es in Bewegung setzen kann. Karusselle haben immer eine Drehorgel. Die durfte hier natürlich auch nicht fehlen; darum wurde mit der Drehscheibe eine Spieldose in Verbindung gesetzt. Drollig ist ja auch die Tiergruppe. Wie die Katze den Buckel krümmt und den Schwanz hochstellt, als ob sie auf den neugierig dreinschauenden Hund gleich losfahren wollte. Und ist das Bauernfuhrwerk nicht einfach prächtig? Wenn ihr länger auf das große Wagenrad seht, erkennt ihr darin plötzlich ein Gesicht; zwei erstaunte Augen, ein ebenso erstaunter Mund, und die Radnabe stellt zugleich eine niedliche Stubsnase dar. Das hat nun ein einfacher Bauer aus der Rhön gemacht. Wie sauber hat er die Säckchen genäht und zugebunden.

Auch der drollige Nußknacker verdankt sein Dasein einem Bauern, der an den langen Winterabenden solche schönen Sachen bastelte und schnitzte. Wenn ein Wesen beißen will, macht es immer ein böses Gesicht. So hat der Bauer denn auch ganz von selbst dem Nußknacker ein bitterböses Gesicht geschnitzt; wehe der Nuß, die er ins Maul nimmt! Unerbittlich wird ihr hölzerner Panzer gesprengt. Solch ein Nußknacker versteht eben keinen Spaß. Bald ist ja nun wieder Weihnacht, dann tritt, wie alljährlich, der Nußknacker sein grausames Regiment an. Laßt nicht alle Nüsse von ihm aufknacken; wenn ihr Walnußschalen vorsichtig mit dem Messer auseinanderbiegt, bleiben die beiden Schalenhälften unbeschädigt. Den süßen Kern habt ihr schnell aufgegessen, die Schalen aber werden mit feinem Draht wieder geschlossen. Mehrere solcher leeren Nußschalen reiht ihr auf ein Band, und schon ist die Kinderklapper fertig.



Auch dieser Nußknacker ist von einem Bauern erfunden und geschnitzt worden



Schuljungen haben diesen prächtigen Kasperkopf geschnitzt

Vater bastelt

Abends, wenn wir längst im Bett,
Raschelt es in Vaters Zimmer.
Messer, Säge, Hammer, Brett
liegen dort im Lampenschimmer.

Und nun geht's an Bohren, Schnitzen.
Horch — da hat etwas gekracht!
Schauen möcht' ich durch die Ritzen,
Was der Vater da wohl macht.

Jedes Jahr, so weit ich denke,
was Besond'res er erfand.
Ja, das schönste der Geschenke,
das kam stets aus seiner Hand. -ei-



Wenn keine Feinde kamen, blies Till Sturm und Alarm

Der Schalk von Kneitlingen

Einer der größten Schalksnarren aller Zeiten war Till Eulenspiegel. Seine Geschichte hat uns ein alter Druck aus dem Jahre 1515 überliefert. Dieser Druck stammt aus Straßburg und ist in hochdeutscher Sprache abgefaßt. Till Eulenspiegel selber aber hat plattdeutsch gesprochen, und die Geschichten von seinen Schwänken und Streichen sind auch ursprünglich in plattdeutscher Sprache erzählt worden.

Im kleinen braunschweigischen Dorf Kneitlingen, nicht weit von Schöppenstedt, das auch einen gewissen Narrenruf hatte, ist Till Eulenspiegel geboren worden. In welchem Jahr wissen wir nicht. Sein Vater war ein Bauer und seine Mutter war eine Bäuerin. Schon seine Taufe war ein wenig merkwürdig. Erst wurde er in der Kirche getauft, dann hatte sich die Amme zu sehr am Kindelbier bezecht und fiel in den Graben, und dann mußte man den kleinen Till natürlich waschen, denn er war im Graben ganz schwarz geworden. So wurde er dreimal getauft. Schon als Kind bekam er den Spitznamen Ulenspeigel nach einer etwas reichlich derben Redensart, die er von den Großen rasch genug aufgeschnappt hatte. „Ulen" heißt nämlich auf Plattdeutsch „fegen", und unter „Spiegel" versteht der Jäger heute noch die Kehrseite des Wildes. Entsprechend war Till Eulenspiegels Aufforderung, die er gern an die Menschen richtete, wenn er in geziemender Entfernung war, so daß sie ihn nicht kriegen konnten. Hochdeutsch würden wir sagen: „Du kannst mir einmal den Buckel runter rutschen."

Schon als Junge war er ein Schalk. Einmal war er mit seiner Mutter zu einer Kirchweih gegangen. Er hatte sich hierbei still verkrümelt und sich schließlich auf einem fremden Hof in einen leeren Bienenkorb gesetzt. Hier stand eine große Anzahl Bienenkörbe, und Till schlief in seinem Korbe friedlich ein. Es wurde Abend, die Mutter ging nach Hause und mochte wohl denken, daß ihr Sohn auch heimgegangen sei. Till aber schlief den Schlaf des Gerechten. Da kamen zwei Diebe in der Nacht, hoben die verschiedenen Bienenstöcke an und sagten zueinander: „Das ist der schwerste Korb, da ist am meisten Honig drin — den wollen wir mitnehmen." Sie nahmen den Korb, der eine ging vorne rechts und der andere hinten links. Eulenspiegel wachte auf, wie er sich so getragen fühlte. Ganz leise hob er den Deckel des Korbes hoch. Es war finstere Nacht, und leise griff er aus dem Korb heraus, packte den vorderen Dieb an den Haaren und riß, was er konnte. „Autsch, wei, wei, du gemeiner Kerl, was ziehst du mich da!" schrie der Dieb seinen Gefährten an. „Ich habe dich nicht gerauft", stritt der andere. Till verhielt sich mäuschenstill. Dann lüpfte er den Deckel auf der anderen Seite. Der hintere Dieb stolperte gleichgültig seines Weges. Nun packte Till ihn in den Haaren und raufte ihn, so kräftig er konnte. Bums, warf der Dieb den Korb hin und stürzte sich auf seinen Vordermann: „Du Schweinigel, du schlechter Kerl, jetzt hast du mich aber gerauft —." Die beiden Diebe begannen sich zu schlagen und liefen einer hinter dem anderen her. Till aber machte sich aus dem Staube.

Etwas später spannte er ein Seil von dem Häuschen seiner Mutter über den Dorfbach zum Nachbarhaus und begann hier das Seiltanzen zu üben. Seine Mutter sah das höchst ungern, stieg auf den Boden und schnitt das Seil einfach ab. Klatschend fiel Till Eulenspiegel in das Wasser. Die ganze Dorfjugend kreischte vor Vergnügen. Daß seine Mutter ihm das Seil abgeschnitten hatte, verstand Till schließlich. Sie hatte für seine Schwänke nun einmal nichts übrig. Daß ihn aber die anderen Jungen und Mädchen ausgelacht hatten, dafür wollte er sich rächen. Nach einigen Tagen spannte er wieder sein Seil. Wieder erschienen die Dorfkinder, und Till versprach: „Ich werde euch jetzt ein Kunststück zeigen, gebt mir alle einmal euren linken Schuh herauf." Er ließ eine Strippe herunter, und die Jungen gaben ihm jeder den linken Schuh. Als Till die Schuhe oben hatte, warf er sie alle auf einmal herunter. Nun konnte keiner seinen Schuh wiederfinden. Sie stießen sich und balgten sich, und bald war die schönste Prügelei im Gange. Till aber stand oben auf dem Seil und wollte sich totlachen. Die Bauern kamen angelaufen und wollten ihren Kindern helfen, die richtigen Schuhe wiederzubekommen. Darüber gerieten sie sich selber in die Haare. Der Eulenspiegel aber tanzte vor lauter Spaß und Bosheit auf dem Seil herum und verschwand eiligst, als sie ihm zu Leibe wollten.

Schließlich aber mußte er doch aus seinem Heimatdorfe weg. Es war zu arg geworden, was er trieb. Er hat dann mancherlei Streiche ausgefressen, und der Ruf seiner Schalkheit ging ihm weit vorauf. So kam er auch nach Magdeburg und kündigte hier an, er wolle vom Rathaus fliegen. Er stellte sich auch richtig auf die Lauben des Rathauses, den großen Vorbau, schnitt Gesichter und begann mit den Armen zu rudern und mit den Beinen zu wippen, drehte sich dann auch noch um und wippte mit seiner Kehrseite wie ein Vogel, der gerade abfliegen will. Die Leute standen dichtgedrängt vor dem Rathaus und warteten, wann der Schalk abfliegen würde. Da sagte Till: „Ich dachte, außer mir gäbe es keine Narren in der Welt, und nun sehe ich, daß eure ganze Stadt voll davon ist. Wenn ihr mir alle versichert hättet, ihr könntet fliegen — — ich hätte es euch nicht geglaubt. Und ihr seid so dumm und glaubt das einem, von dem ihr alle wißt, daß er ein Schalk ist." Und damit kletterte er, schwupp, in das Rathaus hinein und lief hinten hinaus, ehe sie ihn kriegen konnten.

Eine Zeitlang zog er als Arzt und Quacksalber durchs Land. Er gab sich als einen Doktor geheimer Wissenschaft aus, der alle Krankheiten heilen könnte. Alle Geschichten, die er so angestellt hat, sind nicht fein, und man kann sie nicht erzählen. Aber eine kann man doch erzählen. Er kam einmal nach Nürnberg und empfahl sich hier als großen Arzt. Nun hatte die Stadt ein Spital, aus frommen Stiftungen errichtet. Dieses Spital war übervoll von Kranken. So kam der Spitalmeister zu Till Eulenspiegel und fragte ihn, ob er seine Kranken heilen könne. „Gewißlich doch", sagte der Schalk, „Ihr müßt mir nur zweihundert Gulden geben, wenn der letzte Kranke das Spital verlassen hat." „Einverstanden", sagte der Spitalmeister. Da ging Eulenspiegel in das Spital und sprach leise mit jedem der Kranken. Er



Till Eulenspiegel spannte ein Seil über den Dorfbach und begann das Seiltanzen zu üben

sagte jedem ins Ohr: „Soll ich Euch wieder gesund machen und auf die Beine bringen, so muß ich einen von euch zu Pulver verbrennen. Das Pulver müßt ihr alle einnehmen, dann werdet ihr genesen. Ich will mir nun den Kränksten und Schwächsten aussuchen, und den will ich verbrennen. So komme ich morgen um die zehnte Stunde wieder und werde dann laut rufen, daß alle herauskommen sollen, die nicht mehr krank sind. Dann paß nur recht auf, denn wenn du dann liegen bleibst, wirst du zu Pulver verbrannt." Das wollte nun keiner der Kranken gerne. Am nächsten Morgen erschien der Eulenspiegel und rief laut: „Wer nicht krank ist, soll herauskommen!" Hui, wie da die Kranken herausliefen, wie sie auf ihren Krücken hinaushumpelten. Eulenspiegel ließ sich seine 200 Gulden geben — und als der Spitalmeister am nächsten Morgen sah, daß alle seine Kranken wieder angeschlichen gekommen waren, war der arge Schalk schon über alle Berge.

Einmal vermietete sich Eulenspiegel zu Lüneburg als Bäckergeselle. Die ersten Tage machte er seine Arbeit sehr brav, und der Meister war mit ihm zufrieden. So sagte ihm der Meister eines Abends: „Till, backe du heute Nacht allein, ich will mich schlafen legen." „Was soll ich denn backen?" fragte Till scheinheilig. „Na, das übliche — Eulen und Meerkatzen." Der Meister meinte damit nur, Till solle nicht so dumm fragen und backen, was bei einem Bäckermeister üblich sei, Brot und Wecken. Till aber nahm es wörtlich. Als der Meister am Morgen in die Backstube kam, hatte Till aber wirklich aus dem Teig lauter Eulen und Meerkatzen gebacken. Wütend warf ihn der Meister hinaus, aber Till verkaufte die Eulen und Meerkatzen auf dem Markte.

Lange hielt er es nirgendwo aus. Ein Burgherr, der ihn als Hornbläser angenommen hatte, setzte ihn bald wieder an die frische Luft. Wenn keine Feinde kamen, blies Till Sturm und Alarm mit vollen Backen und machte die ganze Burg rebellisch, kamen aber Feinde, dann schlief Till den Schlaf des Gerechten.

Einmal blühte ihm auch eine gute Zeit. Da war er Hofnarr bei dem lustigen König Christof II. von Dänemark. Einmal hatte der König so herzhaft über ihn gelacht, daß er ihm ein Pferd schenkte und ihm sagte, er solle es mit dem Besten beschlagen lassen, was er finden könne. Und selbstverständlich ging der Eulenspiegel zum Hofschmied und ließ sich sein Pferd mit Gold beschlagen. „So haben wir nicht gewettet", meinte der König, aber er war ein großer Herr und guter Laune und bezahlte Eulenspiegel auch diesen Schabernack. Bis zu dessem Tode im Jahre 1332 blieb Till Eulenspiegel in Kopenhagen. Der Nachfolger aber hielt nichts von Schalksnarren, und so mußte er sich wieder auf den Weg machen.

Er kam einmal zum Landgrafen von Hessen. Hier gab er sich als Maler aus. „Aber", sagte er, „meine Kunst ist besonderer Art. Nur Leute, die ehrlich sind, können meine Bilder sehen." Der Landgraf beauftragte ihn damit, einen großen Rittersaal mit Bildern auszuschmücken. Nach einigen Tagen kam Till Eulenspiegel demütig und wollte dem Landgrafen den Saal zeigen: „Sieh Herr, hier hängt der Kaiser Augustus, hier hängt Wilhelm der Schwarze, dort Hinko der Heizbare, hier ist euer eigenes hochfürstliches Bild." Der Landgraf sah zwar nur die leeren Wände und seine Ritter sahen auch nichts anderes — keiner aber wollte zugeben, daß er nicht ehrlich sei und etwa darum die Bilder nicht sehen könnte. So tat einer immer begeisterter als der andere, und mit saurer Miene drückte der Landgraf dem Schalksnarren sein Geld in die Hand. Till Eulenspiegel aber machte, daß er davonkam.

Er hat noch viele Streiche in seinem Leben begangen, lustige und derbe Streiche — endlich ist er zu Mölln in Holstein gestorben. Auf seinem Grabe hat eine merkwürdige alte Inschrift in plattdeutscher Sprache gestanden:



Zeichnungen: Fritz Friebel (3)

Alle bewunderten die Bilder, die gar nicht da waren, denn sie wollten nicht zugeben, daß sie nicht ehrlich seien und die Bilder deshalb nicht sehen könnten

Anno 1350 is düsse Steen upgehoven
Ulenspeigel liggt hier under begraven
Market wol und denket dran
Wat ick gewest si up Erden —
All, die hier voröver gahn
Möten mi glik werden.

Das heißt auf hochdeutsch:

Im Jahre 1350 ist dieser Stein aufgehoben,
der Eulenspiegel liegt hierunter begraben,
merket wohl und denket dran
was ich gewesen auf Erden.
Alle, die hier vorüber gehn,
müssen mir gleich werden.

Das war wohl ein nachdenkliches Wort auf dem Narrengrabe. Man konnte herauslesen, daß alle Menschen einmal sterben müssen, wie auch der Eulenspiegel gestorben ist. Man konnte aber auch herauslesen, daß alle, die hier vorübergehen, auch solche Schalksnarren wie er selber werden sollten. Das letztere ist, gottlob, nicht eingetreten.

Dr. v. L.

Wer von euch kann plattdeutsch?

Verschiedene unserer jungen Leserinnen und Leser haben schon bei uns angefragt, ob wir nicht einmal kleine Aufsätze in plattdeutscher Sprache bringen möchten. Aus Wustrow erhalten wir nun wieder so einen Brief:

Lewe Hilf-Mit-Unkel!

Wi schicken di hüt en poor plattdütsch Vertelles. Du hest doch noch nie watt plattdütsch druckt, aber enmol mütt doch de Anfang makt warn, und da willt wi dütt mol moken. So bidden wi di denn, de Vertelles aftodrucken, und wenn du jem nich gliek alle afdrucken wullt, so mok uns de Frei und versök et erstmol mit eenem.

Die „Vertelles" wollen wir zwar zunächst nicht abdrucken, sondern wir machen allen „Hilf-mit!"-Lesern, die irgendeine Mundart sprechen, einen Vorschlag:

Vor ein paar Tagen schrieb uns ein Berliner Junge: „Wat denn, wat denn, die besten Kühe, die jibts natürlich nur in Berlin." Und nun, ihr Jungen aus Bayern und Ostpreußen, von der pommerschen Küste und aus Nordfriesland, ihr Pfälzer, Schwaben und Badenser und wo ihr alle her seid, gebt dem Berliner Jungen in eurem Dialekt, eurer heimischen Mundart, die richtige Antwort, schreibt sie uns auf einer Postkarte. Die besten Antworten drucken wir ab. Eure Postkarte oder den Brief richtet ihr an folgende Adresse: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23.

Goslar die Reichsbauernstadt



Zu den schönsten Bauten des Mittelalters gehört das Goslarer Rathaus, das in seinen Räumen wertvolle Gemälde und andere herrliche Kunstschätze birgt
Aufn.: Dr. Weskamp

Wo unser schönes Goslar liegt, das wißt ihr ja von der Erdkunde: an der Nordseite zum wundervollen deutschen Harz, dreihundertzehn Kilometer von der Reichshauptstadt Berlin entfernt. Goslar ist eine so prächtige Stadt, daß sie mit Recht den stolzen Titel „Königin des Harzes" trägt. Doch wollen wir darüber auch nicht undankbar andere Schönheiten neben ihr vergessen, wie Wernigerode, Blankenburg, Harzburg, Osterode und Schierke. Aber alle wunderschönen Dörfer und Städte des Harzes können sich doch nicht ganz mit der Königin selber messen. Denn Goslar ist so ehrwürdig an Alter, so reich an bunter, großer Geschichte, daß diese Stadt einen Vorrang beanspruchen darf. Und darum hat sie ja auch unser Führer in besonderer Auszeichnung ihrer Verdienste zur Reichsbauernstadt erhoben. Mit der Einweihung der neuen Reichsbauernhalle am 10. November auf dem Kattenberg, einem Hügel vor der Stadt, hat auch unsere Zeit wieder einen neuen Baustein zum Ruhme Goslars geliefert. (Aus Dankbarkeit hierfür schenkte Goslar kürzlich dem Führer die schöne Truhe, die ihr im vorigen Heft abgebildet gesehen habt.)

Auf Schritt und Tritt begegnen wir in Goslar lebendiger tausendjähriger Geschichte, die sich in Toren, Türmen, Häusern und Kirchen, in Figuren und Kunstwerken erhalten hat. Als die ersten Siedler, vielleicht zwischen 800 und 900, das von Bergen rundherum eingeschlossene Tal entdeckten, konnten sie noch nicht die spätere Bedeutung ihrer Ansiedlung ahnen. Das Land war sumpfig und wurde von einem Gewässer durchflossen. Dieses wurde Gose benannt. Die zum Flußufer hinabgehende Wiese hieß „lar" oder „lere". Aus diesen zwei Worten Gose und lar bildete sich der neue Name Goslar. Bald wohnten mehrere Bauern zusammen, und wahrscheinlich auch ein Müller. Einst entdeckte nun ein schweifender Jägersmann, den die Sage Gundekarl nennt, zufällig im unwegsamen Berggelände des Rammelsberges hellblitzendes Gestein. Er grub weiter nach und fand eine starke Silberader, die sich tief in den Fels hineinzog. Dieser Fund, der vor 970 stattfand, erregte ungeheures Aufsehen und brachte für Goslar einen großen Wechsel hervor. Schon um das Jahr 1000 rückte der Marktflecken an die erste Stelle aller deutschen Städte. Das Silber kam auch anderen Orten des Harzes sehr zugute, und es entstanden zahlreiche Münzschmieden. Goslar selbst aber wurde dank seines natürlichen Reichtums und auch seiner landschaftlichen Schönheit der Lieblingsaufenthalt vieler Kaiser. Besonders Heinrich III. und Friedrich Barbarossa erkoren die Stadt zu ihrem Lieblingsaufenthalt. Heinrich III. ließ Goslar durch den berühmtesten Baumeister der damaligen Zeit, den Schwaben Benno, einen Dompropst, verschönern. Auf sein Geheiß errichtete Benno das Kaiserhaus, genannt die Kaiserpfalz. (Ursprünglich bedeutet Pfalz eine Burg.) Das Kaiserhaus war ein einzigartig schöner, langgestreckter Saalbau, von dem aber leider nur noch die Eckpfosten im Norden und Süden erhalten sind. Brand und Einsturz vernichteten hier kostbare Werte. In den heutigen Zustand wurde das Kaiserhaus, eine Sehenswürdigkeit für die ganze Welt, erst in den Jahren 1873—79 versetzt. Unter Friedrich Barbarossa erhielt Heinrich der Löwe das Reichsgebiet von Goslar zu Lehen überlassen, doch wurde es ihm 1168 wieder entzogen. — Eine nochmalige Blüte erlebte dann Goslar durch das Bürgertum, als alle Silber- und Erzbergwerke in das Eigentum der Bürger und der Stadt übergingen. Das war im 15. und 16. Jahrhundert. Sehr viele schöne Häuser,



Ein Wahrzeichen Goslars: die berühmte Kaiserpfalz



Die silberne Bergkanne mit den beiden Pokalen. Dieses Meisterwerk mittelalterlicher Goldschmiedekunst aus dem Jahre 1477 wird im Rathaus aufbewahrt

darunter auch das berühmte Brusttuch, wurden damals erbaut. Wenn wir nun auf unserem Ausflug durch Goslars Straßen wandern, können wir uns alles viel gründlicher ansehen. Von der Kaiserpfalz gehen wir zum Marktplatz. Er gibt ein besonders gewaltiges Bild von der uralten und großen Geschichte Goslars. Das Rathaus stand schon so um 1100, der Marktbrunnen wird auf das Jahr 1200 zurückgeführt. Stolz hat der Reichsadler, auch Kaiseradler genannt, seine Schwingen ausgebreitet. Weiter fällt uns noch auf das schöne Haus der Kaiser-Worth, das heute ein Hotel ist. Ehedem war es das Haus der Wandschneider, der reichsten und vornehmsten Gilde der Stadt. Worth bedeutet Grundstück, und Wandschneider ist dasselbe wie Gewandschneider. Das Haus diente der Geselligkeit der Großkaufleute, die in dem Laubengang ihre Verkaufsstände hatten. Schön ist der zierliche Erker mit der Jahreszahl 1494. Unter Baldachinen stehen die Gestalten der deutschen Kaiser. Andere Gildehäuser stehen in der Nähe des Marktes.

Es fällt uns nun auf, daß wir von jeder Straße aus in der Ferne eine Gebirgswand oder Bergkuppe sehen. So ist die Stadt immer mit der Natur verbunden. Eben stoßen wir beim Breiten Tor auf den alten Mauerkranz, der die Stadt gut schützte. Im Jahre 1500 soll sie 182 Türme besessen haben, darunter auch den Zwinger und den Achtermann. In vielen Straßen sehen wir Häuser ehemaliger Bürger, die im 13., 14. und 15. Jahrhundert erbaut wurden und immer noch bewohnt werden. Fachwerkhäuser und schön geschnitztes Gebälk, verziert mit germanischen Sonnenzeichen, fesseln uns. Dort steht noch ein Haus, in dem die Kaiser

Ein altes Haus in Goslar mit prachtvollen Schnitzereien, die germanische Symbole darstellen

Aufn.: Weskamp

ein- und ausgingen. Und nicht zu vergessen die vielen und großartigen romanischen und gotischen Kirchen! Die Augen können sich an den Denkmälern deutscher Art kaum sattsehen. Darum ist es so schwer, uns von Goslar zu trennen. In einer engen Straße begegnet uns eine Herde brauner Ziegen. Wir gehen schnell noch auf einen Berg, um auch von oben einen Blick auf Goslar zu haben. Bezaubernd liegt die Stadt im Herbstkleid zu unseren Füßen: Goslar, die ewige, herrliche Kaiserstadt.

Dr. Weskamp.

Die Photos von der Kaiserpfalz und der silbernen Bergkanne entnehmen wir dem Deutschland-Bildheft „Goslar, die tausendjährige Kaiserstadt im Harz". Das Heft gehört zu der Reihe der 280 Deutschland-Bildhefte, die in der Universum-Verlagsanstalt, Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23, erschienen sind

Aufn.: Weskamp



Vorderansicht der mächtigen Reichsbauernhalle, die auf dem Kattenberg bei Goslar errichtet und am 10. November, während des Reichsbauerntages, feierlich eingeweiht wurde. Der gewaltige Bau ist das neue Wahrzeichen der Reichsbauernstadt



Ein schöner Sprung
der Weltmeisterin Sonja Henie
Aufnahmen: Schirner-Sportbilder

Künstler auf dem Eise

Wenn ich so immer wieder auf den Eisbahnen die großen und kleinen Menschen sehe, wie sie sich mühen, sich auf den Schlittschuhen auf der spiegelblanken Fläche zu halten, wie sie hintenüber kippen, in den Knöcheln wackeln, einherschwanken, mehr liegen als dahingleiten, sich an Stühlen oder anderen Gegenständen festhalten, oder sich von Freunden über das Eis ziehen lassen, dann möchte ich stets zu ihnen eilen und ihnen zurufen: Das Schlittschuhlaufen ist ja so leicht, ihr macht es ja nur falsch!

In der Tat: das Schlittschuhlaufen ist wirklich leicht; man muß nur wissen, wie es gemacht wird. Leider ist die Erkenntnis, wie es „gemacht" werden muß, noch lange nicht in alle Kreise gedrungen, sonst wäre es nämlich gar nicht mehr möglich, daß sich die Anfänger so quälen, und weit größer auch wäre der Kreis derer, die sich am Eislaufen erfreuen.

Die meisten Menschen stellen sich nämlich mit den Schlittschuhen genau so auf das Eis wie sie gewöhnt sind auf dem Erdboden zu stehen, d. h. das Körpergewicht ruht auf dem Hacken und die Knie sind durchgedrückt. Wer sich so auf das Eis stellt, der drückt mit seinem Körpergewicht auf den hinteren kurzen Hebelarm (das hintere Ende des Schlittschuhs) und kippt nach hinten über, weil ja der Schlittschuh erstens gebogen ist und zweitens der kurze Hebelarm an sich nicht den Druck aushält. Man muß, um auf dem Schlittschuh stehen zu können, es gerade umgekehrt machen und den vorderen Teil des Schlittschuhs (den langen Hebelarm) belasten. Zu diesem Zwecke schließt man die Füße, macht — ebenfalls mit geschlossenen Knien — eine kleine Kniebeuge, beugt den Oberkörper nach vorn und — — — steht nun über den beiden Schlittschuhen so fest, daß selbst ein Stoß einen nicht aus dem Gleichgewicht bringen kann. Wer das einmal probiert, wird feststellen, daß ich recht habe. Kann man nun aber erst einmal fest über den Schlittschuhen stehen, dann ist das Laufen eine „Kleinigkeit". Man braucht nämlich aus dieser Stellung heraus nur ganz kleine kurze Schritte (aber Schritte, nicht rutschen!) nach vorn zu machen und kann dann schon mit Schlittschuhen auf dem Eise „gehen". Nach einiger Übung entwickelt sich das einfache Geradeauslaufen ganz von selbst und mit ihm die Sicherheit, die man zum Laufen braucht. Natürlich ist — wie zu allem — fleißiges Üben unerläßlich. Viele Jahre habe ich mich mit dem Problem des leichten Erlernens des Schlittschuhlaufens herumgequält, bis ich endlich diese einfache Lösung fand, die heute überall Eingang gefunden hat. Auch das Rückwärtslaufen ist genau so einfach, ja, auch die Bogen machen nicht so große Schwierigkeiten, wenn man erst weiß, wie es „gemacht" wird.

Das Schlittschuhlaufen wird erst schwer, wenn man es „kann". Dann beginnt die Arbeit an sich selbst, da muß die Haltung verbessert werden, da muß die Zeichnung auf dem Eise sicherer sein, der Sprung besser klappen, höher werden, der „Kreisel" schneller und aufrechter „gedreht" werden usw. Unsere ersten Meister, wie die Sonja, der Karl Schäfer, unsere Maxi Herber oder der Ernst Baier müssen täglich mehrere Stunden üben, wenn sie ihre Figuren, ihre Sprünge, ihre Wirbel usw. in der Vollendung vorführen wollen — und gerade beim Eislaufen gilt so recht, daß kein Meister vom Himmel fällt. Ihr müßt nur sehen, wie ernst unsere Eislaufgrößen ihre Übungen nehmen. Die trinken alle nur klares Wasser, rauchen nicht, essen nur mäßig, ruhen sehr viel und schulen ihren Körper im Sommer, damit sie für die Arbeit im Winter körperlich gerüstet sind.

Und gerade in diesem Jahr kommt es ja besonders darauf an; denn alle Völker der Erde schicken ihre Besten zu den Olympischen Spielen, und Olympiasieger zu sein, ist höchster Ruhm.

In diesen Tagen ist der erste Teil unserer olympischen Vorbereitungen im Berliner Sportpalast zu Ende gegangen. Da hättet ihr die Maxi und den Ernst Baier in ihrem wunderschönen Paarlauf sehen sollen, oder die schwedische Meisterin Vivi-Anne Hulthén in ihren unerreichten Tänzen auf dem Eise. Da hättet ihr bestimmt Luft bekommen, es ihnen nachzumachen.



Die junge schwedische Meisterin,
Vivi-Anne Hulthén

Spaß wird es euch machen zu erfahren, daß die Maxi und der Ernst Baier eigentlich gar nicht Paarlaufen wollten. Beide sind ja große Einzelläufer und haben sich immer für die Einzelkonkurrenzen vorbereitet. Im vorigen Jahre nun wurden die drei Weltmeisterschaften (Winter 1934) in den nordischen Staaten ausgelaufen, und die Maxi und der Ernst für die Einzellaufen gemeldet. Mich hatte es schon lange geärgert, daß wir kein gutes deutsches Paar hinausschicken konnten, und immer war ich auf der Suche nach geeigneten Kräften. Ich sprach mit Ernst Baier davon; er griff die Idee auf und überraschte mich eines Tages mit der Nachricht, daß er versuchen wolle, mit der Maxi Paar zu laufen. — Das hatte ich ja nun gerade beabsichtigt (aber verraten dürft ihr es ihm nicht, daß ich ihn auf diese Art und Weise dazu „gekriegt" habe) und — habe in jeder Beziehung recht behalten. Schon bei ihrem ersten Start bei der Weltmeisterschaft 1934 in Helsingfors wurden sie Dritte und in diesem Jahre im Februar bei den Europameisterschaften in St. Moritz sogar Erste und damit Europameister.

Unser Meisterpaar Maxi Herber und Ernst Baier



Nun arbeiten beide sehr fleißig für die diesjährigen Wettbewerbe: Europameisterschaft in Berlin, Olympische Spiele in Garmisch und die Weltmeisterschaft in Paris. Wollen sehen, welchen Titel sie uns mitbringen. Vielleicht alle drei, das wäre das schönste. Hoffen wir das Beste. Das Zeug haben sie jedenfalls dazu.

Spuren im Schnee



Eine Katze lief durch den Schnee und setzte dann über den Zaun



Eine Hasenspur (von rechts nach links) wird hier von einer Fuchsspur (von unten nach oben) gekreuzt. Der Fuchs nimmt aber die Hasenspur nicht an; vermutlich hatte er sich auf Gänsebraten gespitzt

Jedes Jahr schenkt uns die Natur ein großes Bilderbuch: den Schnee. Nicht jeder vermag darin zu lesen; der Jägersmann, der hat es gelernt, der Förster. Wenn er an einem hellen Wintertage seinen Rundgang durchs Revier macht, dann weiß er bald ganz genau, was für Getier sich im Gehege herumtreibt. Er liest es ab aus den Spuren im Schnee. Und noch mehr liest er daraus; denn er lebt ja mit den Tieren seines Waldes und weiß, daß sich hier Romane, Tragödien und auch allerlei heitere Vorkommnisse abspielen. Die Spuren der Tiere untereinander sind nicht nur verschieden, sondern dasselbe Tier macht Spuren, die voneinander abweichen, je nachdem ob es langsam oder schnell die Schneefläche passiert hat, ob es anhielt, um zu horchen, oder ob es in wahnsinniger Angst und Hast vor einem Verfolger flüchtete. Da führt eine Hasenspur quer übers Feld. Nun stößt eine Fuchsspur darauf zu, biegt ab und vermischt sich mit der Hasenspur. „Aha!" knurrt der Förster und weiß nun, daß der Fuchs sich ein Häslein geholt hat. Geht mal aufs Feld, wo noch die Kohlstrünke stehen, dort trifft sich das hungrige Getier des Waldes gern, wenn es sonst nichts mehr zu fressen gibt, und dort findet ihr Spuren mannigfachster Art. Leicht ist es natürlich nicht, aus den Tierspuren Schlüsse zu ziehen, es gehört Übung und viel Ausdauer dazu. Jedenfalls glaubt ihr mir nun, daß der Schnee ein Buch ist, das uns mancherlei Geschichten erzählen kann.

Aufnahmen: Albrecht, Riesigk



„Siehst du, da ist ein Hase gelaufen", sagt der Jägersmann zu seinem Jungen



Über diese Schneefläche sind mehrere Weihnachtsbraten gewatschelt: Gänse!



Die Spuren verraten, daß Rebhühner sich in den Schutz der Hecke flüchteten; vermutlich war ein Raubvogel hinter ihnen her



Hier liefen drei, die man im Leben kaum zusammen trifft: in der Mitte ein Hase, links eine Katze und rechts eine Maus; alle drei strebten der in der Nähe gelegenen Rübenmiete zu



Die Kameraleute sind mit ihrem schweren Tonfilmwagen aufgefahren und bereiten sich mit ihren mächtigen Aufnahmegeräten für die ersten Aufnahmen vor



Durch Deutschland geht die Fahrt in großen Autobussen, gefolgt vom Tonfilmwagen, der hier einmal festgefahren ist; die Pferde sollen ihn wieder herausziehen



Der Omnibus mit den Deutschlandfahrern aus Kanada ist aufgeblockt. Der Kameramann nimmt vom Straßengraben aus ein Autobusrad auf, das von den Jungen gedreht wird

Die Deutschlandfahrt wird gefilmt

Vor einigen Wochen erzählten wir in „Hilf mit!" vom Deutschlandlager in Kuhlmühle. Unsere jungen auslandsdeutschen Kameraden, die damals dort zusammenkamen, sind nun längst in ihre Heimat zurückgekehrt nach Nord- und Südamerika, Schweden, Norwegen, Jugoslawien und wo sie überall herkamen. Was werden sie nicht alles vom neuen Deutschland erzählt haben, denn sie waren ja nicht nur im Deutschlandlager, sondern hinterher fuhren sie in großen Autobussen durch ganz Deutschland. Erzählungen über solche Fahrten sind ja sehr schön, aber noch schöner ist es, wenn man seinen Bekannten und Freunden genau zeigen kann, wo man überall gewesen ist. Auch diese Möglichkeit haben unsere jungen Kameraden aus allen Ländern nun erhalten, denn sowohl das Leben und Treiben im Lager Kuhlmühle wie auch die ganze Deutschlandfahrt der auslandsdeutschen Jugend ist von Kameraleuten gekurbelt worden. Das heißt, die Kameraleute haben die technische Arbeit erledigt, der Film selbst, die Gesamtleitung lag in den Händen der Reichspropagandaleitung der NSDAP. Was gab es da nicht alles für prächtige Bildausschnitte. Die wenigen Bilder auf diesen Seiten können ja nur einen ganz bescheidenen Ausschnitt aus der unendlichen Fülle der Erlebnisse wiedergeben. Irgendwo auf dem weiten Lagerplatz singen deutsche Jungen aus Chile die Lieder ihres Gastlandes. Unter einem Tornister verborgen liegt vor ihnen ein Mikrophon und nimmt die Töne des Liedes in sich auf, leitet sie weiter zu einem Filmband, auf dem sie für ewige Zeiten eingegraben werden. Kameramänner kurbeln die ersten Aufnahmen zu dem Film „Jugend erlebt Heimat". — Nach harter Arbeit und vielen Mühen sind die Aufnahmen im Lager beendet. Die große Deutschlandfahrt der Kameraden



Prächtige Gruppen und heitere Erlebnisse sind von den Kameraleuten in dem Film der Deutschlandfahrt festgehalten worden. Hier singen deutsch-chilenische Kameraden die Lieder ihrer Heimat



Wenn deutsche Jugend aus aller Welt gemeinsam quer durch Deutschland fährt, welch ein Erlebnis! Solche Fahrt ist aber anstrengend, daher wurde im Hochlandlager, das ihr hier abgebildet seht, eine Ruhepause gemacht



Deutsches Soldatentum war von jeher das Ideal jedes deutschen Jungen. Darum machte es unsern Kameraden eine besondere Freude, als sie in Döberitz die Reichswehr bei einer Übung sehen durften

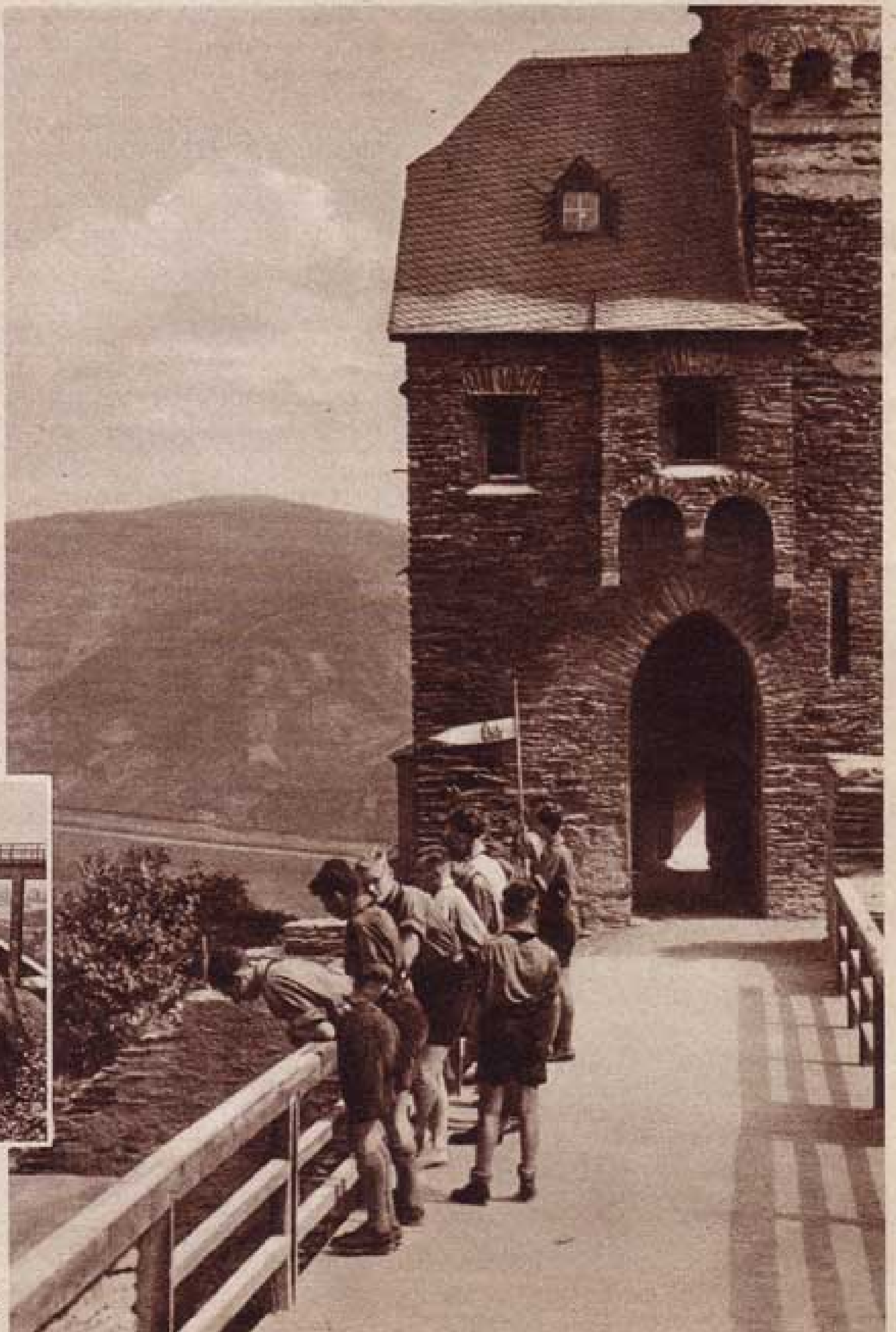
Aufnahmen: Reichspropagandaleitung der NSDAP.

aus aller Welt beginnt. Durch die herrlichsten Gegenden der reichsdeutschen Heimat fahren die Reiseomnibusse der Hitlerjugend. Die Jungen erleben eine wundervolle Fahrt durch Thüringen. Weimar, Eisenach und die Wartburg sehen sie, fahren weiter über Rothenburg o. d. T., Dinkelsbühl über Nürnberg und München ins Hochlandlager der Hitlerjugend Lengries. Weiter geht die Fahrt nach Lindau und Friedrichshafen im Bogen über Freiburg nach Heidelberg. Von dort aus nach Koblenz und Köln, über Düsseldorf, Duisburg, Essen, Dortmund nach Münster und Paderborn. Immer weiter sausen die schweren Reisewagen mit den auslandsdeutschen Jungen, fahren durch den Teutoburger Wald über Osnabrück nach Bremen, passieren Bremerhaven, Hamburg, Kiel und Lübeck, und dann geht es zurück in die Reichshauptstadt Berlin. Überall aber auf der Fahrt sind die Filmleute am Werk, überall wird gedreht und das Erleben der Deutschlandfahrer im Bilde festgehalten.

Nach wochenlanger Arbeit in den Filmwerkstätten liegt endlich das fertige Werk vor uns. Dann geht der Film vom Deutschlandlager und der Deutschlandfahrt in alle Welt und erzählt unseren Deutschen im Ausland besser, als Zeitungsnachrichten und Briefe es vermögen, um wieviel glücklicher das deutsche Volk im Dritten Reiche lebt.



Zwei Stunden brauchte der Operateur, um zu der Wand hochzuklettern, von der aus er diese Aufnahme machte. Auf der Brücke die Autobusse der jungen Deutschlandfahrer



Unendlich viel haben die Kameraden aus aller Welt auf ihrer Fahrt gesehen. Hier stehen sie auf einer Burg am Rhein

Wettbewerb der deutschen Jugend

Volksgemeinschaft — Wehrgemeinschaft

Ausschreibung im Januarheft

Der Führer hat im Jahre 1935 dem deutschen Volke die Freiheit wiedererrungen und die Wehrhoheit unseres Landes wiederhergestellt. Durch diese befreiende Tat unseres Führers ist die Gemeinschaft aller deutschen Volksgenossen eine Wehrgemeinschaft geworden, friedliebend und friedfertig, aber doch bereit, im Falle der Gefahr zusammenzustehen, eine Gemeinschaft zur Abwehr äußerer Feinde zu bilden, um Haus und Hof zu schützen.

Wie können wir nun unser Land schützen?

Denkt einmal an die Heldentaten unserer Flieger, der Marine und unseres Heeres im Weltkriege! Laßt euch von den unvergeßlichen ruhmreichen Leistungen unserer Kriegsflotte, unserer U-Boote, Zeppeline, Eisenbahntruppen, Pioniere, Infanterie und Artillerie erzählen. Denkt an die Heldentaten unseres Volkes und seiner Heerführer gegen frühere Angreifer unseres Landes. — Wie verteidigten vor Jahrhunderten unsere Vorfahren Haus und Hof? Überlegt einmal, wie wir heute unsere Grenzen und damit unser Land gegen die modernen Kriegsmaschinen, wie Bombenflugzeuge, Tanks usw., verteidigen können?

Immer bilden noch die altbewährten Tugenden, wie Mut und Entschlossenheit, Kraft und Tapferkeit, Ausdauer und Opferbereitschaft, Treue und Vertrauen zur Führung die Grundlage unserer Volks- und Wehrgemeinschaft, doch müssen wir uns mit Fleiß und Ausdauer noch große Kenntnisse auf allen Gebieten der Wehrkunde, der Wehrgeschichte und der Technik aneignen, um die an uns gestellten Forderungen erfüllen zu können.

So soll euch dieser Wettbewerb „Volksgemeinschaft—Wehrgemeinschaft" Gelegenheit geben, über diese soldatischen Eigenschaften und Tugenden nachzudenken; ihr sollt ferner alle Möglichkeiten, die für die Verteidigung unseres Landes notwendig sind, überlegen.

Die Ausschreibung des Wettbewerbs erfolgt im Januarheft von „Hilf mit!". Es wird eine sehr wichtige und große Ausschreibung, denn die ganze deutsche Wehrmacht ist neugierig, zu erfahren, wie die Jugend ihre Aufgabe erkennt. Wer eine Auszeichnung erringen will, muß natürlich eine ordentliche Arbeit abliefern. Dazu braucht man Zeit und darum kündigen wie schon jetzt den Wettbewerb an. Ihr könnt euch schon darauf vorbereiten. Zuerst einmal müßt ihr wissen, was alles zur Wehrgemeinschaft und zum Wehrgedanken gehört. Wir haben darüber zahlreiche Aufsätze veröffentlicht, die wir hier noch einmal aufzählen wollen:

1. Jahrgang, 1933/34, Heft 1: Friedrich der Große (Männer machen Geschichte). Prüfstein Weltkrieg. — Warum Luftschutz? — Heft 2: Ein Tag aus dem Leben des Reichsheeres. — Warum Luftschutz? — Heft 3: Freiherr vom Stein. — Heft 4: Otto von Bismarck. — Heft 5: Vom Frontsoldaten zum Volksführer. — Der Freiheitskampf um Kärnten. — Das ist Versailles. — Zwei deutsche Freiheitskämpferinnen. — Männer der Grenze: Winrich von Kniprode. — Heft 6: Wie Dithmarschens Freiheit unterging. — Männer der Grenze: Andreas Hofer. — Heft 7: Männer der Grenze: Wilhelm von Nassau. — Heft 8: Hermann Göring. — Die Skagerrak-Schlacht. — Heft 9: Albert Leo Schlageter. — Der Schwarze Herzog. — Umkämpfte Heimat: Freistaat Schwenten. — Heft 11: Ferdinand von Schill. — Wenn Völker sterben. — Heft 12: Alarm. — Herzog von Frundsberg. — 2. Jahrgang, 1934/35, Heft 2: Männer, die uns vorwärtsbrachten: Heinrich I. — Reitergeneral Johann von Sporck. — Heft 3: Horridoh Lützow! — Aus Zeiten deutscher Not. — Heft 4: Freiheitskämpfe um rheinisches Land. — Deutscher Reitergeist. — Heft 5: Reichswehr im Gebirge. — Heft 6: Unsere Helden starben für Deutschlands Ehre. — Heft 7: Der Durchbruch von Gorlice. — Heft 8: Die Skagerrak-Schlacht. — Heft 10: Deutschland hat wieder ein Volksheer. — Heft 12: Friedrich Wilhelm der Erste, der Soldatenkönig. — Unser Junge. — 3. Jahrgang, 1935/36, Heft 1: Die Wurthsaten. — Krieger, Landsknechte und Soldaten. — Bremse und Brummer. — Heft 2: So kam es. — Vorstoß nach Scapa Flow. — Aufstieg und Untergang eines großen Germanenvolkes. — Tankschlacht am Bückeberg. — Ein Kriegsfreiwilliger kehrt zurück.

Lest nicht alle Aufsätze auf einmal, sondern studiert jeden gründlich. Vor allen Dingen: sprecht mit euren Kameraden und wendet euch an die Träger des Ehrenkreuzes, die während des Weltkrieges in den Schützengräben die Heimat verteidigten, an die HJ. und an die jungen Rekruten. Sie alle wissen schon mehr davon.



Die neue Reichskriegsflagge wird gehißt
Aufnahme: Scherl



Vereidigung der Rekruten der Garnison Spandau am 7. November
Aufnahme: Atlantic



Vereidigung der Hitlerjungen und BDM.-Angehörigen in München am 9. November
Aufnahme: Hoffmann

Ehrentage des jungen Deutschland

Am 7. November wurde an allen Standorten der Wehrmacht die neue Reichskriegsflagge feierlichst gehißt. Zugleich wurde der erste Jahrgang der Rekruten des neuen Deutschland auf den Führer vereidigt. Von nun an ist der 7. November 1935 ein Ehrentag der von unserm Führer neubegründeten deutschen Wehrmacht.

Erlaß des Führers an die Wehrmacht.

Berlin, 7. November.

Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht hat an die Soldaten der Wehrmacht zur Einführung der neuen Reichskriegsflagge folgenden Erlaß gerichtet:

Soldaten der Wehrmacht! Mit dem heutigen Tage gebe ich der wiedererstandenen Wehrmacht der Allgemeinen Dienstpflicht die neue Reichskriegsflagge. Das Hakenkreuz sei euch Symbol der Einheit und Reinheit der Nation, Sinnbild der nationalsozialistischen Weltanschauung, Unterpfand der Freiheit und Stärke des Reiches. Das Eiserne Kreuz soll euch mahnen an die einzigartige Tradition der alten Wehrmacht, an die Tugenden, die sie beseelten, an das Vorbild, das sie euch gab. Den Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot seid ihr verpflichtet zu treuem Dienst im Leben und im Sterben. Der Flagge zu folgen, sei euer Stolz. Die bisherige Reichskriegsflagge wird in Ehren eingezogen. Ich behalte mir vor, sie an besonderen Gedenktagen setzen zu lassen.

Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht Adolf Hitler.

Der Fahneneid, den alle Rekruten ihrem Obersten Befehlshaber leisten, lautet:

„Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, daß ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen."

Vereidigung der Hitlerjugend.

Am 9. November wurden in allen Gebieten der HJ. und den Obergauen des BDM. die 18jährigen Hitler-Jungen und die 21jährigen BDM.-Angehörigen feierlich in die NSDAP. überführt. 1200 Hitler-Jungen und 600 Mädel wurden in München durch den Reichsjugendführer dem Stellvertreter des Führers übergeben. Die Eidesformel, mit der diese neuen Parteiangehörigen für den Dienst in der NSDAP. verpflichtet wurden, lautet:

„Ich schwöre Adolf Hitler unerschütterliche Treue. Ich schwöre ihm und den Führern, die er mir bestimmt, unbedingten Gehorsam."



Die Rekruten sind in die Kaserne eingerückt und auf die Stuben verteilt. Ein junger Schuhmachergeselle aus der Mark (links) geht mit einem Kameraden zu seiner Stube

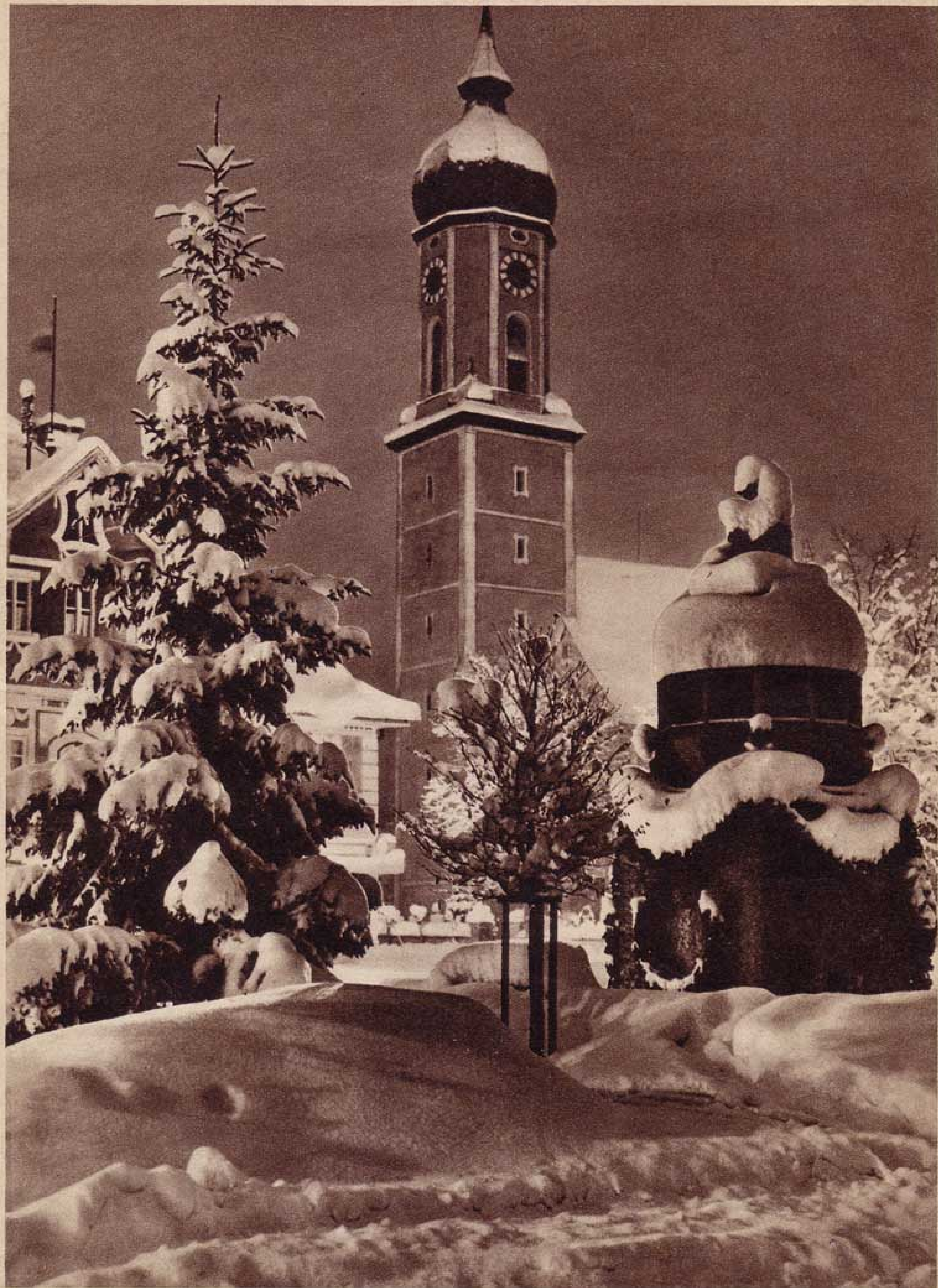


Waffenrock und Drillichhose sitzen wie angegossen; nun wird noch der Helm verpaßt. Schon sieht das Gesicht des jungen Handwerkers ganz anders aus



Soldat sein ist heiliger Dienst am Vaterland.
Wer den Helm des Soldaten trägt, ist ein Krieger, ein Auserwählter, der des Vaterlandes Ehre und Freiheit verteidigen darf.
Unser junger Freund weiß das, ihr seht es an seinem Gesicht

Aufnahmen: Dr. Weskamp



Aufn.: Argusphot

Winternacht in Garmisch

Alte deutsche Weihnachtslieder

Von den Liedern, die unsere germanischen Vorfahren einst zur Julzeit gesungen haben mögen, ist uns nichts mehr erhalten. Sie sind der Vernichtung anheimgefallen. Die Kirche des frühen Mittelalters aber sang lateinische Lieder, die vom Volke nicht verstanden wurden.

Und doch hat gerade das spätere Mittelalter, schon das 12. Jahrhundert eine Menge Lieder geschaffen, die ganz nach der Art deutscher Volkslieder auch das Weihnachtsfest besungen haben. Die meisten von ihnen sind verklungen. Aber auch in ihnen drückt sich das tiefe dichterische Gemüt unseres Volkes aus. Manchmal sind sie einfach Umdichtungen alter Volkslieder. Wie herrlich ist z. B. das alte Lied, auch nach einem bekannten Volksliede:

Es wollt ein Jäger jagen,
er jagt vom Himmelsthron,
was begegnet ihm auf dem Wege?
Maria, die Jungfrau schön.
Der Jäger, den ich meine,
der ist uns wohlbekannt,
er jagt mit einem Engel,
Gabriel ist er genannt.
Der Engel blies sein Hörnlein,
das lautet also wohl
gegrüßt seist du Maria!
denn du bist gnadenvoll . . .
Maria, die zart reine
fiel nieder auf ihre Knie,
sie sprach: „Herr Gott vom Himmel,
dein Will der soll geschehn.
Dein Will, der soll geschehen
ohn alle Pein und Schmerz.
Da empfing sie Jesum Christum
in ihr jungfräuliches Herz."

Der Jäger vom Himmelsthron ist sicher eine merkwürdige Übertragung der alten Sagengestalt des wilden Jägers in ein geistliches Lied.

Sehr alt ist das noch heute vielfach gesungene Lied von der Winterrose, das im Jahre 1609 zum erstenmal auftaucht und offenbar auf ein älteres deutsches Volkslied zurückgeht:

„Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart,
als uns die Alten sungen,
aus Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht,
mitten im kalten Winter
wohl zu der halben Nacht.
Das Röslein, das ich meine,
davon Esaias sagt,
hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd.
Auf Gottes ew'gen Rat
hat sie ein Kind geboren,
wohl zu der halben Nacht."

Es ist die alte Legende von der Weihnachtsrose, die in der Winternacht aufblüht, die hier wieder anklingt. Schon 1180 wird in der Lebensbeschreibung der Heiligen Hedwig erzählt, daß in der Weihnacht ein Kirschbaum geblüht habe. Der Bußprediger Abraham a Santa Clara erzählt: „Wie Gottes Sohn geboren ward, da haben sich sehr viele Wunderdinge zugetragen. Der ziemlich tiefe Schnee ist in selbiger Gegend augenblicklich verschwunden und erschienen die Bäume mit Blüten und Blättern, die Erde aber mit den schönsten Blumen bekleidet und gleichsam geschmückt." Das stimmt nun nicht ganz, denn in Palästina, wo Christus geboren wurde, fällt gar kein Schnee, und ist es um die Dezemberzeit durchaus nicht winterlich. Der alte Mönch und Prediger hat hier vielmehr, ohne es zu wissen, an eine viel ältere deutsche Volkssage gedacht.

Auch der immergrüne Baum der Tanne, unser heutiger Weihnachtsbaum, ist schon früh in unserm Volke als ein Zeichen des neuen Lebens in der Wintersonnenwende aufgefaßt worden. In der alten Ambraser Volksliedersammlung heißt es:

O Tanne, du bist ein edler Zweig,
du grünst im Winter und die liebe Sommerzeit,
wenn alle Bäume dürre sein,
so grünst du, edles Tannenbäumelein."

So ist der Tannenbaum schon sehr früh als eine Verkörperung des Lebens aufgefaßt worden. Als Weihnachtsbaum allerdings wird er uns erst 1604 erwähnt, wo aus Straßburg berichtet wird: „Auf Weihnachten richtet man Tannenbäume zu Straßburg in den Stuben auf, daran hängt man Rosen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker usw."

Auch auf ein ganz altes Volkslied, das im vorigen Jahrhundert lediglich umgedichtet wurde, geht das schöne Lied zurück:

„O Tannebaum, o Tannebaum,
Du kannst mir sehr gefallen!
Wie oft hat nicht zur Winterszeit
Ein Baum von dir mich hoch erfreut!
O Tannebaum, o Tannebaum,
Wie treu sind deine Blätter.
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein auch im Winter, wenn es schneit.
O Tannebaum, o Tannebaum,
Wie grün sind deine Blätter."

Die ursprüngliche Fassung des Liedes stammt sogar aus dem sehr frühen Mittelalter.

In einzelnen Volksliedern wird das Weihnachtsfest ganz schlicht besungen, so in einem alten österreichischen Volksliede aus Admont:

„Bua, laß da na sagen,
Es thut si schon tagen,
Es hat zu Bethlehem Zwölf schon geschlagn,
Es dunkelt herein,
Der Stern gibt a Schein,
Es muß ja im Himmel a Festtag ob'n sein."

Daneben aber stehen alte Weihnachts- und Marienlieder von einer merkwürdigen, verklungenen Schönheit, nur erklärlich aus der dichterischen Kraft des deutschen Volksliedes jener Zeit; oder auch jene Pilgerlieder, von denen das Pilgerlied der St.-Jakobs-Pilger das eigenartigste ist. In Niederdeutschland war es im Mittelalter Brauch, daß große Sünder und solche, die ein Verbrechen abzubüßen hatten, sich auf die weite Pilgerfahrt nach St. Jakob von Campostella fern in Spanien begaben, um hier die Christmette zu hören und Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Sie sangen damals das alte schwermütige Lied:

„Wer sein Elend bannen will,
Der heb sich auf und sein mein Gesell
Wohl auf St. Jakobs Straßen.
Zwei Paar Schuh bedarf er wohl,
Eine Schüssel bei der Flaschen.
Einen breiten Hut, den soll er han
Und ohne Mantel soll er nit gahn
Mit Leder wohl besetzet,
Es schnei oder regne oder wehe der Wind,
Daß ihn die Luft nicht netze.
Sack und Stab ist auch dabei,
Er seh, daß er gebeichtet sei,
Gebeichtet und gebüßet.
Kommt er in die welschen Land,
Er find't kein deutschen Priester.
Und find't er einen deutschen Priester wohl,
Er weiß nicht, wo er sterben soll
Oder sein Leben lassen.
Stirbt er in dem welschen Land,
Man gräbt ihn ein bei den Straßen . . .
Bei St. Jakob vergibt man Pein und Schuld
Der liebe Gott sei uns allen hold,
In seinem höchsten Throne,
Dem St. Jakob dienen tut,
Der lieb Gott solls ihm lohnen."

Diese alten Pilgerlieder stehen auch im Zusammenhang mit Weihnachten, denn die meisten Pilgerfahrten gingen im Mittelalter gerade zum Anhören der Weihnachtsmesse zu den Wallfahrtsorten.

Überschaut man aber die Weihnachtslieder der alten Zeit, so sind gewiß ein Teil davon deutsche Umdichtungen lateinischer Kirchengesänge, die meisten aber sind Umdichtungen alter deutscher Volkslieder, und der deutsche Charakter, ja vielfach sogar die deutsche Sage schimmern noch sehr deutlich hindurch.

Klas Petersen fährt mit dem „Fliegenden Holländer"

Ein „Seemannsgarn", erzählt von J. Foersch.

„Dat is ne wahrhaftige Tatsache, Jungs, wer nicht von Mutters Rock fortkommt, der hat keinen blauen Dunst davon, was für seltsame Dinge in der weiten Welt passieren", sagte der grauhaarige Maat Klas Petersen vom Hamburger Hafentor und spie eine kaffeebraune Ladung Tabaksaft über das Brückengeländer.

„Erzähl uns doch wieder mal was, Klas Petersen!" baten die Hamburger Jungen, die rings um den verwetterten Seebären sich Schwielen an die nackten Fußsohlen standen.

„Jawohl, Klas! Man tau! (Mal zu!) Vertell uns wat recht Schauriges", rief ein kleiner dickbackiger Schiffersbub.

„Wenn ihr mäuschenstille seid und mir die „Piep" nicht ausgeht — aber wie gesagt, es darf mich keiner mit Fragen unterbrechen! — dann will ich mal durchs Fernrohr auf mein verflossenes Seemannsleben zurückkieken und euch die tolle Sache von dem „Fliegenden Holländer" verklaren (— klarmachen). Mit dem hab' ich nämlich eine ganz unerhörte Fahrt gemacht! Vom Kap Horn bis zum Nordpol, und auf der andern Seite der Erde wieder zurück. Daß man bei einer solchen Reise was ganz anderes sieht und hört, als wenn man mit einem lahmen „Schlickrutscher" von Altona bis nach Blankenese segelt, das ist so klar wie Krebssuppe —"

„Aber, Onkel Klas, wie kann denn ein Schiff über den Nordpol?"

„Fängst du schon an, mir 'n Loch in meine Kombüse zu reden?" schnitt ihm Klas Petersen das Wort ab. Mit Kombüse (Schiffsküche) meinte er sein rundes Bäuchlein.

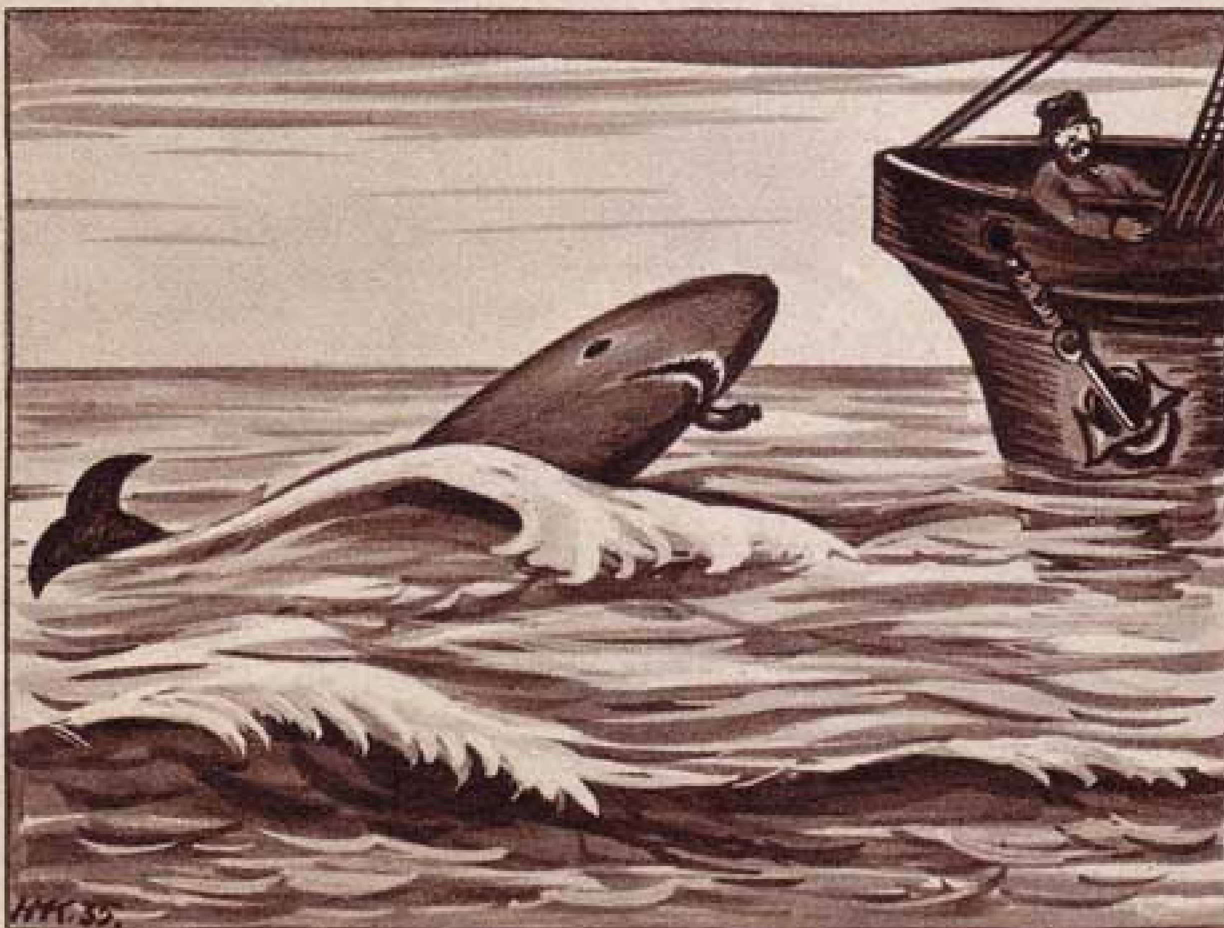
„Also — das begab sich so", fuhr er fort. „Ich war mit dem Dreimastschoner „Seetaube", Kapitän Kieckaus, nach dem Südatlantik gefahren; wir hatten Albatrosse geangelt und wendeten gerade, um einen Riesenhai zu übersegeln, denn das Biest hatte dem Kapitän, als er sich über die Reling beugte, ein Stück Mettwurst von der Hand weggeschnappt. Braucht man sich sowas gefallen zu lassen? — Es war düstere Luft; wir hatten schwere See, und die mächtigen Wogen donnerten wie Dampfhämmer gegen das Schiff. „Klas Petersen", sagte der Käptn zu mir, „geh du mal schnell ans Rad (Steuer), du hast die stärksten Fäuste, daß wir nicht aus dem Kurs kommen." Ging ich also ans Steuer; 's war keine leichte Aufgabe, denn die Wellen gingen haushoch. Da hör ich ein Brausen und Pfeifen in der Luft wie von einem Wirbelsturm; weiße Seen zischen über Bord und ich sehe wie der Käptn den Mund auftut, um Befehl zum Segelreffen zu geben. Der Sturm aber war so stark, daß er ihm die Zähne nach hinten umklappte und die Kommandoworte in die Gurgel zurückjagte, so daß er um ein Haar daran erstickt wäre. Höll und Feuer! denke ich, der heult ja in einer Musik, als ob der verfluchte „Fliegende Holländer" daherbrause!

Kaum hatte ich das zu Ende gedacht und meinen Südwester tiefer ins Gesicht gezerrt — da steht keine drei Bordlängen seitwärts in der nebligen Luft ein vollgetakelter Dreimaster, schwarz vom Topp bis zum Kiel; — alle guten Geister! Der „Fliegende Holländer"! Deutlich seh ich den bleichen Totenschädel auf dem dunklen Focksegel, und wie ich ihn mit weit offenen Brachsenaugen anstarre, da ist er schon an unserm Wetterbug längsseit. Wenn er uns nicht in Grund und Boden segelt, soll kein Tropfen Branntwein mehr über mein Speigatt fließen, sag ich mir. Mit aller Kraft dreh ich das Ruder hart Steuerbord, um wenigstens einige Striche abzukommen — (obwohl es vergebliche Mühe ist; denn jedes Kind weiß, daß ein Schiff, das dem „Fliegenden Holländer" begegnet, ebensogut verloren ist, wie 'n Fisch in der Pfanne). Der Käptn stand denn auch bleich wie 'n Walfischbauch an den Mast geklammert, und mir selbst fuhr der Schreck in alle Glieder.

Aber sie bohrten uns nicht in Grund; ein Dutzend starker Knochenarme hielten mit langen Enterhaken das Geisterschiff gerade eine Spanne weit von unserer Bordwand ab und eine grabeshohle Stimme rief: „Habt ihr Klas Petersen vom Hafentor an Bord?" — Was kann er von mir wollen? dachte ich. Ein gutes Gewissen führ' ich immer bei mir, und so schrie ich, so laut es bei dem schauerlichen Wetter möglich war, hinüber: „Hier Klas Petersen vom Hafentor! Womit kann ich dienen, Herr?" — „Gut!" sprach die hohle Stimme. „Wir suchen dich seit einer Stunde auf dem ganzen Ozean. Unser Steuermann ist über Bord geblasen worden. Du sollst uns nach Grönland steuern, wir haben Eile." — Deubel, Deubel, das muß ich mir doch erst mal überlegen! wollte ich sagen. Aber die Kerle waren fixer, als es Holländer von Fleisch und Blut sind. Packten mich wie einen geräucherten Hering bei sämtlichen Flossen und holten mich an Bord. Dat is rohe Gewalt, sagte ich mir. Um so besser, da kann mein Käptn mir keinen Vorwurf machen und darf mir keinen Pfennig von der Heuer abziehen. Ne Bangbüx war ich in meinem Leben nicht. Wetter und Hagel! — Da stand denn der unheimliche Käptn, ein riesiger Mann in altholländischer Tracht mit einem rußschwarzen Schlapphut auf dem Achterdeck — seine Augen funkelten wie halberloschene Kohlen aus dem lederbraunen Gesicht — und wartete auf mich. „Klas Petersen, steure direkten Kurs zum Nordpol!" sagte er zu mir, „aber bei deinem Leben, laß nicht abfallen! Bis Sonnenaufgang müssen wir Spitzbergen backbords haben." — „Zu Befehl, Käptn!" sage ich ganz ruhig und werfe einen Blick auf die überlasteten Bramstengen. „Wenn die Masten nicht über Bord gehen, dann soll's an mir nicht fehlen!" Der Kapitän lachte seltsam; es war, als ob ein Schmiedeblasbalg fauchte, und mir fiel ein, daß solch einem Schiff ja nichts geschehen könne. Der Holländer hatte bei Lebzeiten zu gräßlich geflucht und war ja dazu verdammt, in Ewigkeit den Erdball zu umfahren. Potz, Topp und Takel, war das eine Fahrt! Vom Vorschiff bis zum Heck brannte ein ständiger Sprühregen über das Deck; die Masten schwankten hin und her wie der Stab eines Kapellmeisters, und die Matrosen, lauter klappernde, kalkweiße Knochenmänner in verschlissenen, farblosen Fetzen rannten in ruheloser Hast über das Schiff und kletterten wie Affen an Pardunen und Wanten hinauf, wenn die Totenstimme des Schiffers von der Kommandobrücke ertönte. Und wenn die Gespensterkerls auch alle grimmige Fratzen schnitten, sie arbeiteten musterhaft, hingen oft nach unten an den Rahen und hielten zusammen wie Pech und Schwefel.

Bald wurde es dermaßen heiß, daß das Pech in den Nähten der Planken schmolz; wir segelten gerade durch die heiße Zone. Und als ich eben an den Kap-Verdi-Inseln vorbeisteuerte, da trat der Geisterkapitän vor mich hin und deutete auf die östlichste von den Inseln. „Klas Petersen, paß auf", sprach er zu mir, „hier hab' ich einst drei spanische Fregatten, die Goldstaub geladen hatten, in Grund gebohrt. Segelt ihr mit eurem Schoner an dem Eiland vorbei, so könnt ihr das Gold mitnehmen!"

Zeichnungen: H. M. Krauß



Der Riesenhai hatte dem Kapitän, als er sich über die Reling beugte, ein Stück Mettwurst von der Hand weggeschnappt

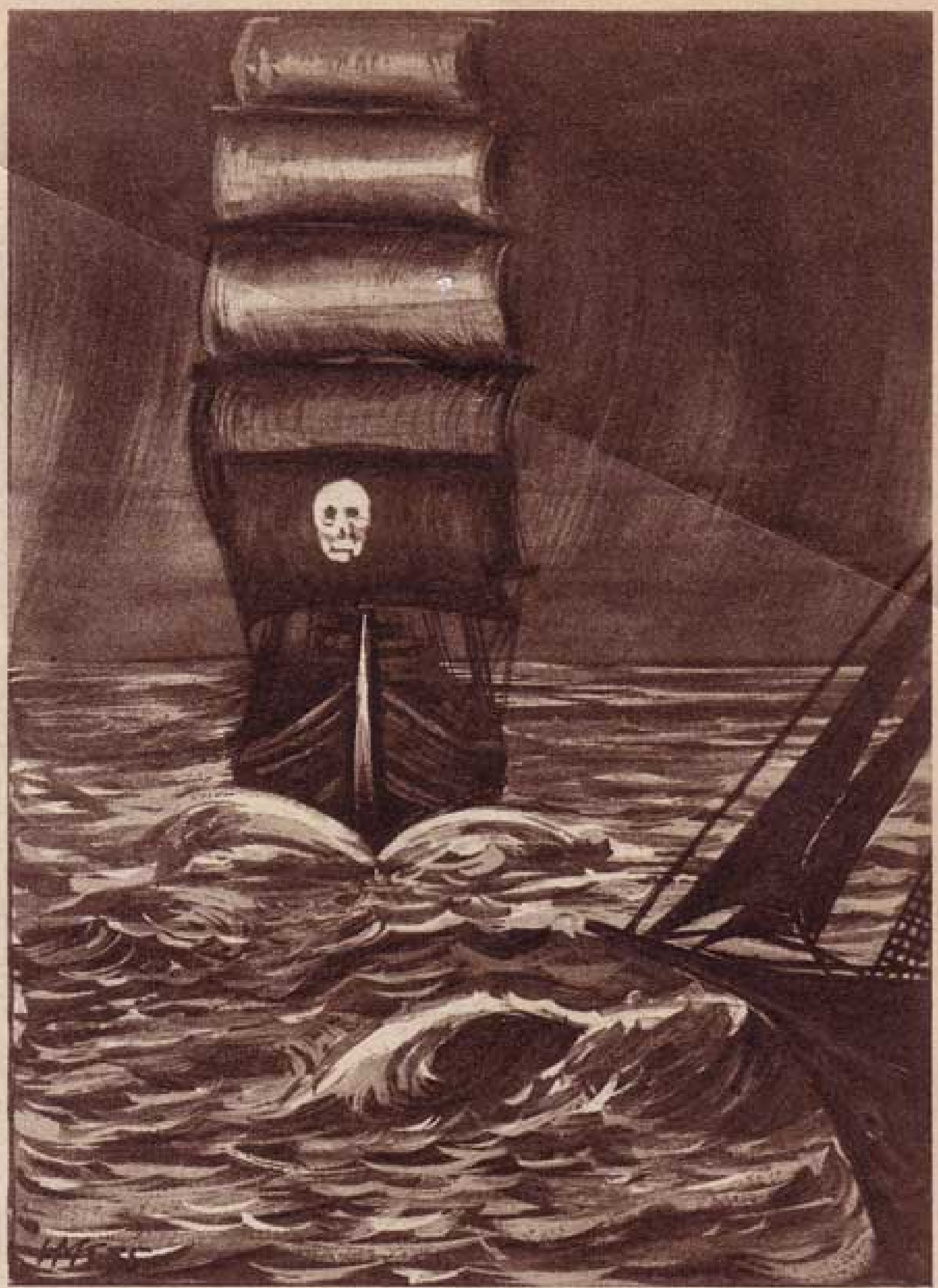
Ich dachte mir, das soll wohl die Belohnung dafür sein, daß ich ihm aus der Verlegenheit half, denn ohne Steuermann konnte er doch nicht fahren! Merkte mir also den Platz genau. Gleich darauf peitschte mir's wie Eisnadeln ins Gesicht. Wahrhaftig, da stiegen schon die klotzigen Schneeberge von Norwegen und bald darauf Spitzbergen vor mir auf. Es war, wie gesagt, ein verwünschtes Schiff.

Im Nu hatten wir den Nordpol erreicht; der Dreimaster stürmte über Eis und Meer hinweg wie ein Schlitten über Neuschnee. Gut, daß ich mir rasch eine Pfeife angesteckt hatte, sonst hätte ich mir da oben, weiß Gott, die Nase erfroren. Bald wurde es wieder wärmer, ja so warm, daß es mir ordentlich wohltat, als eine Bombensee über Bord schlug und mir zum Hals hinein und zu den Stiebelröhren wieder herauslief; wir waren nämlich im Nu über das Behringsmeer in den Stillen Ozean gefahren, kreuzten dann den Äquator, und ehe ich mich verguckte — es ging eben wirklich nicht mit rechten Dingen zu —, segelten wir um Kap Horn und — nun brate mir einer einen Storch! fuhr mir heraus, denn es dauerte kaum so lange, als man eine Pfeife Tabak raucht, da sichtete ich auch schon unsere „Seetaube", die immer noch Jagd auf den Riesenhai machte.

„Hallo, Klas Petersen", rief mir der schwarze Kapitän zu, „deine Arbeit ist getan. Backbrassen!"

Die Segel flogen herum, ich drehte bei, und mit einem Satz war ich wieder auf unserem Dreimastschoner. Der „Fliegende Holländer" hielt ab und war bald wie ein Nachtvogel in einer Nebelwolke verschwunden. Als ich nun unserm Käptn von dem Schatz erzählte, den uns der „Fliegende Holländer" zugedacht hatte, da schluckte er an der Nachricht wie ein Albatros, der ein zu großes Speckstück hinabwürgt, und meinte: „Ja, wie sollen wir denn die Säcke Goldstaub aus dem Grund holen?"

„Das wird der Schwarze schon machen", sagte ich, und ich hatte recht, denn wie wir bei hartem Ostwind die Kap-Verdi-Inseln ansteuerten, da merkte ich an den kurzen Wellen, daß das Wasser immer seichter wurde. „Loten!" schrie ich aus vollem Halse, aber sieh! da saßen wir schon auf Grund, und der Ostwind trieb das Wasser so weit von der Insel weg, daß eine Hohlebbe wie noch nie entstand. Der ganze Grund lag bloß, samt Austern, Korallen, Seesternen und achtarmigem Teufelsgewürm, und richtig — da lagen auch zwischen morschen Schiffstrümmern eine Menge kleine pralle Säcke. Es war der Goldstaub. Hei, wie die Maaten schafften, die schweren Säcke zu bergen! „Hiev ho, hiev ho!" schrie der Kapitän in einemfort, er hatte Angst, die Flut könnte einsetzen. Wir hatten gerade den letzten Sack Goldstaub an Deck verstaut, da machte das anlaufende Wasser das Schiff flott.



. . . Da steht keine drei Bordlängen seitwärts in der nebligen Luft ein vollgetakelter Dreimaster . . .

Wir nahmen direkten Kurs nach Hause. Weil der Goldstaub vor Nässe triefte, ließ ihn der Käptn an Deck ausbreiten, da konnte er in der Sonne trocknen. Allein, Potz, Topp und Kombüse! — ehe wir's uns versahen — brach ein heulendes Wetter über uns her, daß sich die Masten bogen und der Goldstaub übers Deck gewirbelt wurde — in alle vier Winde. Der Goldstaub wehte uns in Mund und Nase; ich schluckte ein, daß es sich mir ordentlich schwer auf die Brust legte — das war alles, was ich von dem Golde mit nach Hause kriegte. Tja! Es war meine tollste Fahrt. Aber ich hatte nach der Fahrt mit dem Gespensterschiff 'n ganz feines Leben. Ging ich in einen Laden und kaufte mir etwas, ganz gleich, ob's 'n neuer Priem war oder 'ne Ziehharmonika, so brauchte ich nur auf den Ladentisch zu spucken, da lag gleich die Bezahlung in Goldstaub dort, und ich bekam jedesmal noch einige Taler Kleingeld heraus. Aber auf der „Seetaube" fuhr ich nie wieder; der Käptn konnte mich nicht mehr verknusen und sagte, ich hätte ihm den Löwenanteil von dem Goldstaub vor der Nase weggeschnappt, und damit mag er recht haben . . ."

Umfrage an alle Schulen und alle Schüler

Mit der Novemberausgabe von „Hilf mit!" ist allen Schulen ein Heft des Laienspieles „Fähnleinführer Dieter" zugegangen. Aus zahlreichen Anfragen und Zuschriften sehen wir, daß viele Schulen das Laienspiel aufführen werden. Im vorliegenden Heft ist das Sprechchorspiel „Ruf an die Zeit" abgedruckt, ferner das „Schattenspiel zum Winterhilfswerk". Wir bitten nun alle Schulen, die eins der drei Stücke aufführen oder aufgeführt haben, um eine kurze Nachricht. Wir möchten wissen, wie die Stücke aufgeführt wurden, in welcher Besetzung, wie die Bühne hergerichtet wurde, ob Abänderungen im Text notwendig waren und so weiter. Außerdem interessiert es uns, zu erfahren, wie den Spielern und den Zuschauern das Stück gefallen hat. Wir hoffen, daß möglichst der Spielordner oder einer der Hauptdarsteller aus jeder Schule uns schreiben wird. Schön wäre es natürlich, wenn die Mitspieler ihre Eltern veranlassen könnten, uns einmal zu schreiben, wie ihnen die Aufführungen gefallen haben. Wir möchten das schon aus dem Grunde wissen, damit wir die nächsten Laienspiele und Sprechchorspiele etwas danach einrichten können. Bei diesen dreien soll es ja nicht bleiben. Unsere jungen Kameraden und Kameradinnen werden ja nun öfter ein Spiel aufführen wollen. Welches soll nun das nächste sein? Schreibt uns einmal eure Wünsche. Unsere Adresse wißt ihr ja.

Die Schriftleitung „Hilf mit!",
Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23.

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS Lehrerbund. Hauptschriftleiter und verantwortlich: Erwin Ibing, Berlin. — Druck und Verlag: Verlagsanstalt H.A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23, Fernruf: G 5 (Südring) 6456. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.



Die Kamelkarawane des berühmten Forschers Sven Hedin. Im dicken Wollkleid trotzen die Kamele den furchtbaren Schneestürmen der eisigen mongolischen Wüste

Aufnahme: Lieberenz



Die Schneehühner der Alpen und der nördlichen Länder tragen im Sommer ein bräunliches, im Winter aber ein weißes, dichtes Federkleid, das sie auf den Schneefeldern fast unsichtbar macht



Warum wohl den Stockenten niemals die Füße erfrieren? Erstens haben Vogelfüße keine Fleischteile, die erfrieren könnten, dann aber ist das Wasser immer wärmer als 0 Grad, außerdem können alle Vögel ihre Beine unter dem Federkleid verbergen und schützen

Von Tieren, die nicht frieren

Säugetiere und Vögel, die den Winter nicht verschlafen können, erhalten, wenn es kalt zu werden beginnt, ein dickes Kleid aus Haaren oder Federn. Die Vögel plustern im Winter ja auch noch die Federn auf. Zwischen den Federn entstehen dann Lufträume, die einen wichtigen Wärmeschutz bilden, da die Luft ein schlechter Kälte- und Wärmeleiter ist.



Aufnahmen: Zedtwitz (3)

Diese Königspinguine brüten in der Nacht des Südpols bei 40 Grad Kälte. Unter den Vögeln halten sie damit den Rekord im Ertragen von Kälte

http://forum.skadi.net

